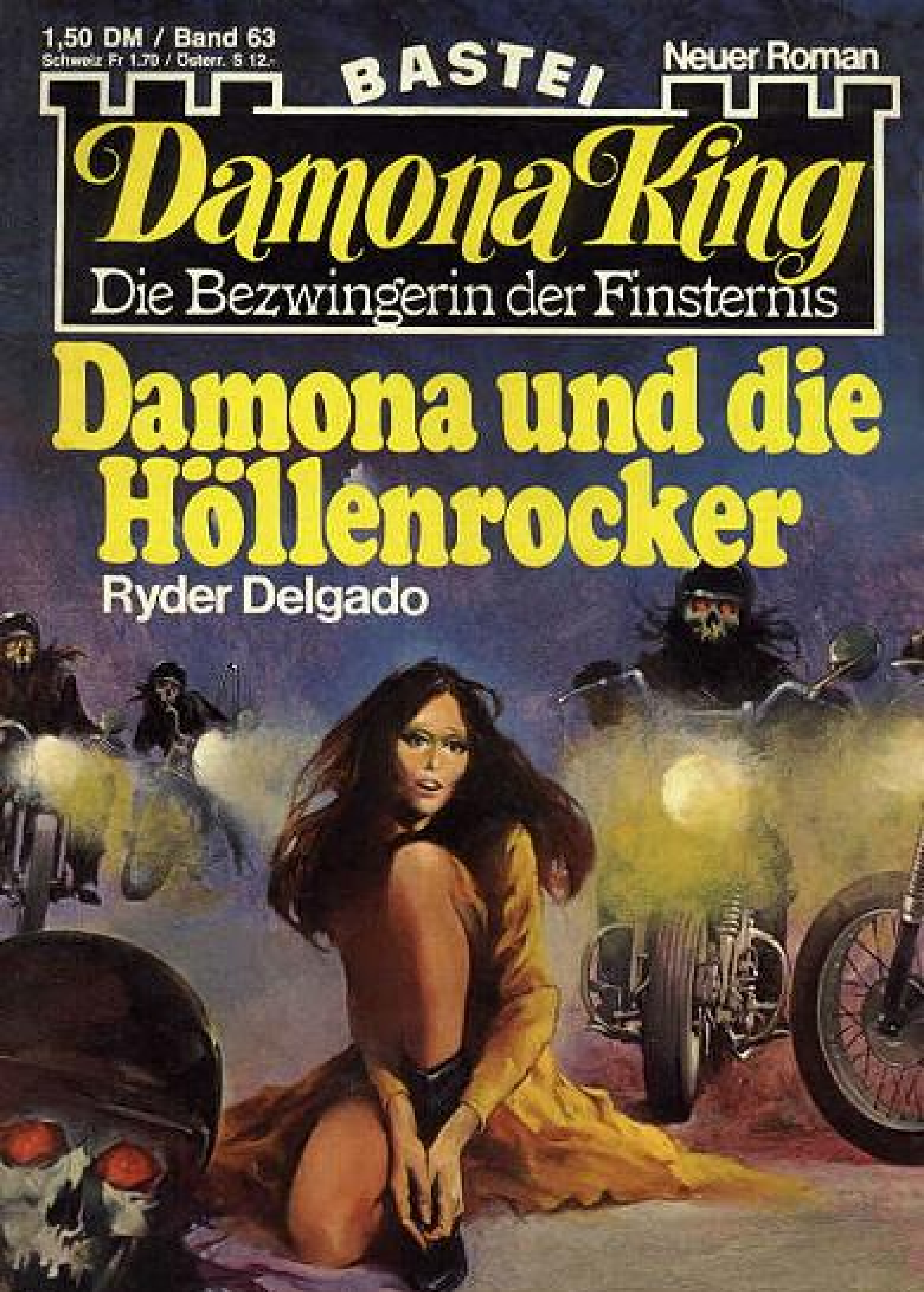


Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Damona und die Höllenrocker

Damona King Nr. 63

von Martin Eisele

erschienen am 13.07.1981

Damona und die Höllenrocker

Sie hausen in den Niederungen des Grauens; in den sieben Vorhöfen der Hölle! Sie sind hungrig!

Sie sind unbarmherzig und tödlich! Gewaltige Horror-Bestien, die jedes menschliche Wesen hassen und vernichten wollen, denn Satan persönlich hat ihnen diese teuflischen Triebe eingeimpft. Damals, bevor er sie in die Niederungen des Grauens verbannte, um ihren Blutdurst, ihren Vernichtungswillen bis zur Raserei zu steigern! Und dann wird ihre Zeit gekommen sein…

Hütet Euch vor den Horror-Bestien und deren Verbündeten, denn wenn sie in Eure Welt gelangen, so ist Euer und das Ende Eurer Welt gekommen…

So lautete die uralte Prophezeiung.

Sie war in blutigen Lettern auf gegerbte Haut geschrieben und aus den Tiefen der Hölle ins Diesseits geschmuggelt worden. Nur eine Handvoll Menschen hatten sie zu Gesicht bekommen und lesen dürfen. Auserwählte. Weise. Magier des Lichts.

Alle waren sie eines unnatürlichen Todes gestorben.

Satan ließ sich nicht ins Handwerk pfuschen. Er hatte den Verrat entdeckt und seine dämonischen Vasallen ausgesandt, um die Mitwisser zu beseitigen.

Die Prophezeiung war in Vergessenheit geraten. Jahrzehnte waren vergangen. Die Höllenmächte hatten Zeit, viel Zeit. Und die Horror-Bestien lauerten ungeduldig in den sieben Vorhöfen der Hölle. Ins Unermeßliche steigerte sich ihre Wildheit, ihre Blutgier – und ihr Wuchs.

Aus normalen Ratten wurden gigantische Ungetüme. Aus normalen Spinnen fette, quallige Wesen. Aus normalen Geiern mächtige Blutvögel.

Und sie alle kannten nur ein Ziel – zu töten, zu vernichten, das Blut der Sterblichen zu trinken, um auf diese Weise ihrem Herrn zu huldigen.

Und ihre Verbündeten entwickelten sich ebenso. Aus Menschen, die sich dem Bösen verschrieben hatten, die Satan und den Mächten der Hölle ewige Treue geschworen hatten, wurden Greise, Mumien, schließlich starben sie. Ihre menschlichen Hüllen zerfielen. Das Fleisch vertrocknete, brach auf, wurde zu Staub, fiel von den Knochen. Sehnen, Muskeln – alles verging. Nur das Skelett blieb übrig.

Und der dämonische Lebensfunke. Die Verbündeten starben nicht.

Sie wußten um die große Aufgabe, die sie irgendwann zu erfüllen hatten.

Irgendwann…

Und dann war die Zeit reif. Aber nicht Satan, der Fürst der Hölle, bestimmte das, sondern eine Außenseiterin…

Eine Gegnerin Satans.

Bastarda, die Teufelin!

Bastarda, die Dreimalgroße, die Superdämonin, der Schützling der Blutgötter der alten Erde!

Bastarda, ein Wesen, das aus drei anderen dämonischen Wesen entstanden war: Aus einer Werwölfin, aus einer Hexe, aus einem Blutgott. Eine unheilige Allianz, in einer überirdisch schönen menschlichen Hülle vereinigt.

Bastarda lockte die Horror-Bestien an. Sie öffnete ihnen das Tor ins Diesseits. Sie zwang sie unter ihre Kontrolle und hieß sie in ihrem Namen und im Namen der Blutgötter ausschwärmen.

Ein weiterer Punkt für die gewaltige dämonische Supermacht, die der

Schwarzen Familie Asmodis' und Satans den Kampf angesagt hatte und die absolute Macht im Schattenreich für sich beanspruchte.

Die Horror-Bestien krochen aus den Niederungen des Grauens in die diesseitige Welt, in die Welt der Menschen. Im Haus der Finsternis sammelten sie sich.

Das erste Opfer schlugen sie am hellichten Tag! [1]

Aber das war erst der Anfang. In der kommenden Nacht würde es richtig losgehen. So war es Bastardas Wille.

Bastarda hatte den Bestien bereits die entsprechenden Befehle gegeben. Und jetzt machte sie sich daran, die Verbündeten der Bestien zu erwecken.

Die Höllenrocker!

***

Vor sieben Tagen hatte es angefangen! Aus der fidelen Motorrad-Clique, die gern mal die Normalbürger auf den Arm genommen hatte, war eine schweigsame Horde geworden. Lauter Einzelgänger, die nur deshalb zusammenblieben, weil *irgend etwas* dies so wollte.

Sie sprachen nicht mehr miteinander. Trotzdem wußte einer vom anderen, was er dachte. Instinktiv. Es war unheimlich.

Mick Tanner, genannt Dschingis, weil er trotz indianischer Mutter und kanadischem Vater eher wie ein Hunne Attilas aussah, hatte Angst bekommen, obwohl er nicht gerade ein Feigling war. Aber die Veränderung, die mit jedem von ihnen vorgegangen war, war beängstigend. Er konnte den Odem des Grauens spüren, der sie wie Angstschweiß umgab. Ein dünner Film, klebrig, säuerlich riechend.

Ekelhaft.

Dschingis schüttelte sich. Sein bronzefarbenes Gesicht blieb unbeweglich, seine Augen ausdruckslos. 25 Jahre alt war er, und er hatte beizeiten gelernt, seine Gefühle hinter dieser starren Maske zu verbergen. Als Halbblut in Amerika gehörte das sozusagen zum Überlebensprogramm. Und wenn man dann noch, wie er, in Harlem auf die Welt gekommen und aufgewachsen war, den Vater nie gekannt, die Mutter ab dem sechsten Lebensjahr nur noch hin und wieder gesehen hatte, weil sie etwas Besseres zu tun hatte, als sich um einen aufmüpfigen Mischlingsbalg zu kümmern, dann erst recht.

Vico Valevsky, der starke Mann der Clique, reckte sich. »Also, was ist jetzt, ja oder nein?« knurrte er.

Die anderen schwiegen noch immer. Die anderen – das waren Bert Mallert, Jacky Voss, Barry McClure, Josh Fadden und der Puertoricaner Link Stellafonso.

Früher die besten Freunde, echte Motorrad-Kumpels, von denen jeder für den anderen durchs Feuer gegangen wäre; junge Leute, die der sozialen Unterschicht Manhattans angehörten, aus der Gosse kamen,

wie es immer so schön hieß, die sich aber allen Vorurteilen zum Trotz mit anständigen Jobs ihren Lebensunterhalt verdienten.

Seit sieben Tagen war das anders.

Seit sieben Tagen waren sie nicht mehr zur Arbeit gefahren, wie sie das sonst Morgen für Morgen getan hatten. Sie waren zusammengeblieben, ohne daß einer ein Wort darüber verloren hätte.

Tagsüber hatten sie sich irgendwo verkrochen, meist in leerstehenden, abbruchreifen Häusern, von denen es in der Riesenstadt mehr als genug gab. Und nachts waren sie auf ihren Maschinen durch die Stadt gebraust, hatten sich den Fahrtwind um die Ohren peitschen lassen, hatten sich frei gefühlt und mächtig – den anderen, den normalen Menschen haushoch überlegen.

Sie waren Auserwählte.

Sie wußten es.

Nur – woher sie das wußten, das wußten sie nicht. Niemand hatte es ihnen gesagt. Plötzlich war diese Erkenntnis in ihren Schädeln gewesen.

Die Zeit verging. Ein Tag nach dem anderen.

Aus der Clique wurde die Horde. Dschingis bewegte sich unbehaglich, als er den stahlharten Blick des Anführers auf sich ruhen spürte. Er vermied es, Vico Valevsky in die Augen zu sehen, denn dort loderte ein Feuer, das fürchterlich war.

Vico Valevsky hatte sich am schnellsten verändert.

Und jetzt war auch er es, der die letzte Phase der Metamorphose einläutete.

Dschingis spürte es. Die Entscheidung fiel heute; jetzt. Und dann…

Vico Valevskys Geduld war erschöpft. Er stieß sich von der Hausmauer ab, stapfte drei Schritte vor; ein geballtes Bündel Kraft und Energie. Valevsky war fast zwei Meter groß, breit wie ein Kleiderschrank, muskulös wie ein Mister Universum. Das breitflächige Gesicht erinnerte an das einer Kröte, die Augen quollen aus den Höhlen, waren von tiefen Ringen umschattet. Die Haare waren schulterlang, strähnig, fettig. Wild hingen sie ihm in die Stirn.

»Was ist jetzt, ihr Hosenscheißer?« stieß er wütend hervor. »Wir sind sieben Leute. Damit jagen wir den beiden Kerlen einen derartigen Heidenschrecken ein, daß sie so schnell rennen wie nie zuvor. Und dann schnappen wir uns die Kasse…«

Dschingis räusperte sich. Ein ungutes Gefühl verknotete seinen Magen. Er mußte etwas tun; er war noch der Vernünftigste der Horde. Verdammt, er stand noch nicht so total unter dem fremden Bann wie die anderen.

»Und wenn uns die Bullen schnappen?« fragte er.

»Die Bullen, die Bullen!« Vico Valevsky wirbelte zu ihm herum, funkelte ihn an. »Die können uns mal! Wir sind sieben Leute, und wir

haben – wir haben die Macht. Versteht ihr das nicht? Wir sind nicht mehr so, wie wir mal waren! Wir sind zu Höherem berufen…«

»Vico hat recht, Dschingis«, warf Link Stellafonso, der Puertoricaner ein. Er zuckte die Schultern. »Wir brauchen die Kohle, Mann. Außerdem – wir sind wirklich stark genug.« Er grinste wölfisch; auch in seinen dunklen Augen glitzerte ein unheimliches Licht. Seine Rechte legte sich auf den Griff des Dolchs, mit dem er schon die ganze Zeit herumspielte.

»Meinetwegen, ich bin dabei«, sagte Bert Mallert jetzt.

Auch die anderen nickten.

Dschingis versteifte sich. Keine Chance, dachte er. Sie wollen es alle. Aber warum – warum ich nicht? Warum denke ich in dieser Angelegenheit anders? Ich gehöre doch auch zu ihnen, ich gehöre auch dazu…

»Alles klar, Dschingis?« Vico Valevsky lächelte böse.

Dschingis nickte widerwillig.

Die Entscheidung war gefallen. Sie waren verloren!

***

Was dann kam, war wie ein Alptraum!

Allerdings ein verdammt realer!

Sie verließen den dreckigen Hinterhof, auf dem sie ihre Maschinen durchgecheckt hatten, brausten auf die belebte Lexaco Street hinaus, erschreckten eine Frau, die einen Kinderwagen vor sich herschob, und lachten.

Und Dschingis Mick Tanner lachte mit ihnen.

Wie ein Hornissenschwarm rasten sie die Straße entlang. Einige Leute sahen ihnen kopfschüttelnd nach. Autofahrer hupten wütend, denn Vico Valevsky fuhr heute so aggressiv wie nie zuvor. Eiskalt schnitt er einen Chevy, ordnete sich vor ihm ein, drohte dem Fahrer mit der geballten Faust.

Die anderen aus der Horde hängten sich an den Anführer. Die Motoren der schweren Maschinen röhrten und wummerten, als sie hochgedreht wurden.

Dschingis' Abneigung gegen den geplanten Coup verringerte sich mit jeder Meile, die sie durch Manhattan zurücklegten. Die Freiheit hier auf der Maschine ließ ihn alles andere vergessen; ja, er spürte die Macht auch, die Kraft, von der Vico Valevsky gesprochen hatte.

Sie waren Auserwählte, sie waren den anderen – auch den Bullen – überlegen. Sie würden sich das Geld holen, und wieder verschwinden – wie Phantome. Auf ihren Maschinen würden sie davonfliegen, und niemand würde sie einholen können.

Aber es ging nicht mehr um das Geld.

Es ging um mehr.

Das wußte Mick Tanner allerdings nicht. Das wußte niemand aus der Horde.

Eine teuflische Drahtzieherin hatte alles vorbereitet. Die große Taufe stand bevor…

Die Blut-Taufe!

Die Horde erreichte die Gramercy. Hoch ragten die Wolkenkratzer in den dunstigen Blauhimmel hinauf. Es war irrsinnig heiß und drückend schwül. Der Schweiß rann in dicken Tropfen über die Stirn Mick Tanners. Auch seine Gefährten schwitzten. Auf den dünnen T-Shirts, die sie trugen, zeigten sich große, nasse Flecken. Nicht einmal der Fahrtwind änderte etwas; er brachte keine Erleichterung.

Das Verkehrsgewühl ringsum nahm Dschingis nur beiläufig, wie durch verschmiertes Fensterglas, wahr. Menschen, die sich auf den Bürgersteigen drängelten wie Schlachtvieh… Autos, blitzendes Chrom, schockige Modefarben … Hinter den Scheiben Männer oder Frauen mit verkniffenen, bleichen Gesichtern. Hier und da Kinder, obwohl es früh am Morgen war und sie eigentlich in der Schule hätten sein sollen. Mülltonnen, die überquollen. Verkehrsschilder, die für irgendwelche Typen als Zielscheiben für ein Kleinkalibergewehr hergehalten hatten und dementsprechend aussahen. Spiegelnde Fensterscheiben. Die Luft, die vor Hitze flirrte. Und natürlich der Lärm, die Abgase. Alles vermischte sich zu einem Wulst, der sich vor Mick Tanners Augen herumschlängelte. Immer im Kreis.

Es war keine reale Welt mehr.

Nicht für ihn.

Er gab Gas. Der Motor seiner Honda heulte auf. Dschingis zog an Josh Fadden und Barry McClure vorbei, zeigte ihnen das V-Zeichen.

Irgendwo Gehupe. Kinder schrien. Ein paar ältere Männer hoben erschrocken die Geierschädel und zuckten von dem Zebra-Übergang zurück, als Dschingis haarscharf vor ihnen vorbeischoß.

Er lachte, weil sie hinter ihm herfluchten und ihn einen verdammten Bastard hießen. Vielleicht sollte er umkehren, und es ihnen zeigen…

NEIN! Die Stimme war plötzlich glasklar in seinem Schädel. Er wollte das nicht wirklich. *Etwas* zwang ihn, in diesen Bahnen zu denken. Irgend etwas… *Dämonisches!*

Vico Valevsky zog seine Maschine in eine enge Gasse. Hier lastete die Hitze wie ein körperliches Gewicht zwischen den dicht beieinander stehenden Häuserfassaden. Der Verputz bröckelte in großen blätterähnlichen Flecken ab. Die Ziegelsteinmauer kam zum Vorschein. Die Fensterscheiben waren dreckig. Im dritten Stock war eine Wäscheleine von einem Haus zum anderen gespannt. Vor einem Maschendrahtzaun lag eine überfahrene Katze. Dschingis sah die großen, gläsernen Augen des toten Tieres, verspürte ein Würgen. Er hatte Katzen immer gerne gehabt…

Vico Valevsky stoppte, riß seine Rechte hoch. Der Motorenlärm verstummte.

Stille.

Sie brauchten nicht mehr zu reden. Alles Nötige war gesagt worden, jetzt herrschte wieder der – *Horden-Instinkt!*

Den kleinen Laden, den sie überfallen wollten, kannten sie alle, obwohl sie ihn noch nie in ihrem Leben gesehen hatten. Er lag vorn, an der Ecke der kleinen Gasse, in der sie die Maschinen zurückließen.

Schweigend marschierten sie los. Vico Valevsky führte. Eine imposante Gestalt. Das Stirnband, das die zerzausten Haare bändigte, leuchtete rot. Die anderen der Horde waren gegen ihn nur Winzlinge. Schlank, durchtrainiert, schmale, markante Gesichter. Josh Fadden trug einen Vollbart, der ihm bis auf die Brust hinunter wallte.

Auch seine Haare waren lang. Wie Vico Valevsky trug er ein Stirnband.

Sie erreichten die Ecke. Diese Straße war wieder belebter, während die Gasse wie ausgestorben hinter ihnen lag. Das war auch gut so, denn es war ihr Fluchtweg.

Vico Valevsky wandte sich halb um und warf ihnen einen triumphierenden Blick zu. Gleichzeitig zog er seine Waffe, eine handliche Smith & Wesson. Der Alptraum ging in die entscheidende Phase über! Auch Bert, Jacky, Barry, Josh und Link holten die Kanonen heraus, hielten sie aber so, daß man sie nicht gleich sah, schließlich wollten sie nicht auffallen.

Dschingis zuckte zusammen; ihm wurde eiskalt, als er plötzlich feststellte, daß er ebenfalls eine Waffe in der Faust hielt.

Er wollte es nicht…

Die Nervosität in ihm wuchs, wurde immer stärker. Und mit ihr die Angst, etwas Schreckliches zu tun, etwas, das sein Leben für alle Zeiten total verpfuschte.

Es nützte nichts.

Er mußte mit den anderen mithalten. Er gehörte zur Horde. Und in dieser Horde hatte nur noch einer das Sagen – Vico Valevsky. Er war der Boß, er war der Anführer; er verstand die geheimnisvollen Impulse, die der Bann ihnen allen auferlegte. Dschingis zweifelte nicht mehr daran, daß sie in einem Bann gefangen waren. Das, was sie taten, wie sie sich benahmen, das war nicht mehr normal.

»Los jetzt!« zischte Vico Valevsky nach einem letzten sichernden Blick die Straße hinauf und hinunter. Ein paar Yards entfernt marschierte eine Oma mit ihrem krähenden Enkel an der Hand. Der Verkehr flutete in beiden Richtungen vorbei. Alles ganz normal.

Vico Valevsky stürmte los, die Horde folgte. Alles ging in völliger Lautlosigkeit über die Bühne.

Dschingis hatte Angst wie noch nie in seinem Leben. Die

Entscheidung, dachte er. Das ist die Entscheidung.

Der Alptraum wurde zum Horror.

Sie stürmten in den kleinen Laden. Irgendwie, wie durch eine dicke Watteschicht, die alles dämpfte, bekam Dschingis mit, daß eine altmodische Glocke bimmelte. Schritte. Das hastige Atmen der Gefährten.

Ein bleiches Männchen mit einem dürftigen Spitzbart am Kinn, drehte sich zu ihnen um. Seine Augen wurden groß und rund.

»Keinen Laut, Alter, sonst singst du im Engelschor!« brüllte Vico Valevsky. Seine Stimme gellte. Dschingis bekam Kopfschmerzen davon.

Wahnsinn, das alles war Wahnsinn! Sie überfielen einen kleinen Laden, trugen nicht einmal Gesichtsmasken…

Die Horde schwärmte aus. Vico brauchte keine Kommandos zu geben. Jeder einzelne wußte, was zu tun war. Dabei hatten sie nichts abgesprochen. Nur die Tat an sich. Josh flankte über einen Turm Waschmittelbehälter.

Stürmte den engen Gang zwischen den Regalen entlang. Barry und Bert postierten sich am Eingang. Barry richtete seine Kanone auf den schmächtigen Ladeninhaber, der zur Salzsäule erstarrt dastand.

Vico und Link rissen Dschingis mit sich.

Der Ladeninhaber ist nicht allein… wisperte es in Mick Tanners Schädel.

Er wirbelte herum, sah die hastige Bewegung hinter einem Regal, das mit zahllosen Dosen vollgepackt war. Jacky sah den Mann im gleichen Augenblick. »Da ist noch einer!« schrie er.

Der Ladeninhaber gestikulierte plötzlich. »Tut ihm nichts! Nicht schießen, er…«

»Still, hab ich gesagt!«

Jacky hob die Rechte. Kalt blitzte ein Lichtschimmer über den Lauf der Waffe.

Dschingis sah es.

Er wußte, was passieren würde. Himmel, er wußte es. Das Grauen überfiel ihn mit der Wucht eines epileptischen Anfalls. Alle Muskeln krampften sich zusammen, der Befehlsimpuls, der von seinem Gehirn ausgestrahlt wurde, versickerte irgendwo.

»Ich komm raus! Tut mir nichts!« sagte der Mann, der sich hinter dem Regal versteckt hatte.

»Mach schon!«

»Aber nicht schießen!«

Jacky Voss lachte böse. Dschingis stand neben ihm. Die anderen von der Horde schauten zu ihnen her. Dschingis konnte ihre Blicke spüren. Grausame Blicke.

Der Mann kam hinter dem Regal vor. Er war mittelgroß, schlank, der

weiße Kittel schlotterte um seinen Körper. Die runde Nickelbrille gab seinem schmalen, weichen Gesicht etwas Intellektuelles; sicher zu Unrecht. Er hob die Hände.

»Sonst noch jemand im Laden?« brummte Vico.

»Nnein. Niemand. Was – was wollen Sie?« fragte der Spitzbart zittrig. Seine Zunge huschte über die trockenen Lippen.

»Zuerst mal den Zaster!« lachte Vico. »Los, her damit. Alles, was in dieser Shit-Kasse ist!«

Der Spitzbart öffnete die Kasse. Er bewegte sich sehr vorsichtig, nahm das metallene Schubfach heraus, stellte es auf dem schmalen Tisch ab. »Es ist nicht viel«, sagte er schüchtern.

»Egal! Her damit!«

»Dad, sag diesen Gangstern, daß sie damit nicht durchkommen!«

Der jüngere Mann in dem weißen Kittel starrte zu dem Spitzbart hinüber.

»Du willst dir wohl einen Satz heiße Ohren einfangen?«

»Ihr seid doch nur mutig, weil ihr sieben seid!« sagte der Mann spöttisch.

Vico Valevsky starrte ihn an. Jacky Voss grinste. »Soll ich?«

Vico Valevsky schien in sich hineinzulauschen.

Die Sekunden vertickten.

»Nehmt das Geld und dann – geht, bevor Kundschaft kommt und euch sieht«, drängte der ältere Mann. Das brach das eisige Taxieren.

Vico Valevsky lachte. Es hörte sich beinahe lustig an.

»Da habt ihr es gehört, Freunde. Er will, daß wir das Geld nehmen und gehen. Aber was ist, wenn wir das Geld jetzt plötzlich gar nicht mehr wollen?«

Barry McClure und Bert Mallert lachten böse. »Ja, was dann?« äffte Bert seinen Anführer nach.

Dschingis spürte, wie sich sein Herzschlag beschleunigte. Das Blut rauschte wie glutflüssig durch seinen Körper. Er gehörte nicht mehr zur Horde, seit diesem Augenblick wußte er es. Sie waren in einem Zauberbann animalischer Instinkte gefangen, sie gehorchten einer Wesenheit, die abgrundtief böse war, und die sie alle mit sich ins Verderben reißen wollte.

Er aber hatte dem Bann widerstanden.

Jetzt mußte er versuchen, seinen Freunden zu helfen. Gott, sie waren nicht wirklich böse!

»Bitte!« flehte der Ladeninhaber. Der Spitzbart zitterte, weil auch sein Unterkiefer zitterte. Speichel rann aus den Mundwinkeln. Der alte Mann hatte Angst. »Ihr werdet doch nicht wegen der paar Dollars…«

»Los, Jacky!« klirrte Vicos Stimme auf.

Jacky Voss zielte auf den Mann im weißen Kittel.

Vico Valevsky hob ebenfalls seine Waffe, legte auf den Mann mit dem

Spitzbart an.
»Nein!« schrie Dschingis.
Er *fühlte*, daß Jacky im nächsten Sekundenbruchteil abdrücken würde, daß er bedenkenlos ein Menschenleben auslöschen würde.
Völlig grundlos!
Es durfte nicht sein!
Dschingis federte los, krachte gegen Jacky, überraschte ihn total, schleuderte ihn zurück, gegen ein Regal. Das krachte zusammen.
Holz splitterte, es krachte und knirschte, Konservendosen fielen herunter, kullerten scheppernd über den Boden.
Der Mann im weißen Kittel schrie.
Jacky Voss drückte ab, die Kugel fuhr aus dem Lauf, Dschingis fühlte sie siedendheiß über seinen Schädel fahren, schlug zu, traf Jacky Voss hart am Hals und schickte ihn damit endgültig wieder auf den Boden zurück. Er wirbelte herum, rappelte sich auf die Füße. Vico Valevsky stieß einen schauerlichen Fluch aus. Und stampfte los. Die Smith & Wesson richtete sich auf Dschingis. Häßlich war das kleine Loch auf ihn gerichtet. Und damit der Tod. Vico Valevsky war nicht mehr normal, er würde schießen.
Denn deshalb war die Horde hierher gekommen: Um zu töten!
Eiskalt, skrupellos – gnadenlos!
Die Blut-Taufe, die ihnen eine teuflische Wesenheit, die sich geschickt im Hintergrund hielt, auferlegt hatte! Vico Valevsky lächelte wölfisch.
»Adios, Bastard!« zischte er.
Dann drückte er ab.
Aber Dschingis wartete nicht, bis es so weit war. Er wußte, daß er nur dann eine Chance hatte, zu überleben, wenn er Vico Valevsky ausschaltete. Deshalb hetzte er im Zick-Zack los. Donnernd entlud sich die Waffe in Valevskys Faust. Es stank nach Kordit. Dschingis schnellte sich ab, flog, wie von der Sehne gejagt, auf den Anführer zu; sah plötzlich alles unheimlich klar und scharf umrissen. Der Bann war wirklich weg, der Druck aus seinem Schädel gewichen.
Himmel, wenn es bei den anderen doch nur auch so wäre!
Aber das war ein frommer Wunsch!
Sie waren eher noch schlimmer geworden! Reißende Wölfe, die Blut lecken wollten!
Sie feuerten Vico Valevsky an.
»Los, schieß!«
»Gib's dieser Niete!«
»Der gehört nicht mehr zu uns!«
Und wieder feuerte Vico Valevsky, ein mörderisches Funkeln in den geweiteten Augen. Die Kugel schlug in Dschingis' Schulter, riß ihn halb herum, ließ ihn torkeln, schreien, aber er gab nicht auf. Ein

letztes kraftvolles Abstoßen, und er war bei Vico Valevsky. Seine Rechte flog hoch. Valevsky pendelte seinen Schädel weg. Dschingis drosch ein Loch in die Luft. Blitze zuckten vor seinen Augen. Das Geschrei der Horde gellte in seinen Ohren, machte ihn halb taub.

Vico Valevsky lachte.

Dschingis hatte im gleichen Augenblick das Gefühl, sich plötzlich nicht mehr richtig bewegen zu können.

»Nicht! Um Himmels willen… Ich flehe euch an …« Die Stimme des Ladeninhabers.

Irgendwo gellten Schüsse auf. Hinter Dschingis. Er träumte. Er träumte alles. Die Schüsse, die Schreie. Er sah den Mann im weißen Kittel zusammenbrechen, sah das Blut auf dem Weiß…

Da traf ihn Vico Valevskys rasend schnell heranzuckende Dampfhammerfaust am Kinn. Dschingis ging zu Boden. Er bekam es in Zeitlupe mit. Auch den Aufprall. Es war böse. Er driftete weg, überschlug sich, blieb liegen. Hörte ein höhnisches Gelächter von weit weg, wieder hämmerten Schüsse. Er wußte, daß er es nicht hatte verhindern können.

Er wußte es…

»O Gott…«, stöhnte er.

Seine Stimme zerfaserte, er konnte nichts mehr herausbekommen, weil er einfach nicht mehr die Kraft dazu hatte. Der Schmerz kam, pulste durch seinen Körper, riß ihn in einer wilden, brodelnden Welle mit sich.

Ganz am Rande seines Bewußtseins hörte er noch die Frauenstimme: »Gut«, sagte sie lobend. »Sehr gut, ihr Hordenkreaturen. Ihr habt eure Blut-Taufe bestanden. Und jetzt kommt zu mir, tretet vor mich, empfangt meine Befehle…«

Eine eiskalte, grausame Stimme, trotz des Wohlgefallens und der deutlich hörbaren Zufriedenheit, die darin vibrierten.

Dschingis Mick Tanner wußte plötzlich, daß er die Stimme des weiblichen Satans gehört hatte…

Und damit kam für ihn endgültig der Knockout. Sterne spritzten auseinander, die grellen Farbkaskaden verwandelten sich in dumpfe Schwärze, und Mick Tanner stürzte direkt darauf zu und versank darin…

***

Sie ließen die Toten zurück!

Vico Valevsky lachte lauthals, ein irres, kreischendes Gelächter.

Dann schleuderte er den brennenden Stoffetzen auf die Papierhaufen. Er ging sofort in Flammen auf. Rauch wogte. Funken stoben auf, griffen auf die Kisten und Pappkartons über.

Vico Valevsky war zufrieden. In wenigen Minuten würde hier eine

Flammenhölle toben. Die Schutzherrin der Horde hielt unterdessen Neugierige fern.

Vico Valevsky sandte den Befehlsimpuls aus, zu verschwinden.

Die Horde reagierte umgehend. Als wären sie ein einziges Wesen, rannten sie los. Das Bimmeln der Ladentür, die wummernd zuflog, verklang in einem Mißton. Glas zersplitterte; Barry hatte sich im Laufen umgedreht und die Scheiben zerschossen.

In die enge Gasse hinein.

Sekunden später saßen sie auf ihren Feuerstühlen. Motoren röhrten. Kraftvoll zogen die Maschinen an.

Irgendwo schrien Menschen. Die Bluttat war bemerkt worden.

Vico Valevsky lachte noch immer. Er übernahm die Führung der Horde, so, wie ihm das zustand, denn er empfing die Botschaften und Befehle ihrer Schutzherrin am klarsten, außerdem war er der stärkste in der Horde. Niemand würde ihm seine Stellung streitig machen.

Sekundenlang schob sich das schwache Bild eines Gesichts vor seine Augen, verwischte die Umgebung.

Dschingis' Gesicht.

Er hatte den Jungen gemocht. Verdammt, warum hatte er dann auf ihn geschossen?

Die Frage wurde nie beantwortet.

Das ANDERE beherrschte ihn, Stolz, Triumph, das Wissen, zu einer wichtigen Schachfigur im Spiel geheimnisvoller Mächte geworden zu sein.

Dschingis war tot. Er war unwichtig. Er hatte versagt. Die Horde – nur die Horde zählte.

Und jetzt waren sie für würdig befunden, vor das Antlitz der Schutzherrin treten zu dürfen. Sie hatten die Blut-Taufe bestanden.

Vico Valevsky war zufrieden, er wußte, er konnte zufrieden sein mit sich und mit seinen Leuten, die er nach Belieben steuern konnte.

Er war der Kopf der Horde, im wahrsten Sinne des Wortes. Die anderen waren – sozusagen – der Leib, die Arme und Beine.

Vico Valevsky fuhr noch schneller. Der Verkehr brodelte um ihn und seine Gefährten, aber für sie gab es keine Hindernisse. Mit den Maschinen kamen sie überall durch. Irgendwo in der Ferne hörte er eine Polizeisirene jaulen. Sollten sie nur kommen, sie standen unter dem Schutz eines mächtigen Dämons. Die Bullen konnten ihnen nichts anhaben.

Mit singenden Pneus legte sich die Maschine in die Kurve. Vico Valevsky holte das letzte heraus. Seine Horde folgte ihm gröhlend und johlend. Auch sie genossen es, die Blut-Taufe bestanden zu haben. Ja, sie waren wirklich Auserwählte. Unterwegs, um im Haus der Finsternis vor ihre Schutzherrin zu treten und die dämonische Weihe zu empfangen, die sie endgültig zu ihren Geschöpfen machte…

Zu Bastardas Höllenrockern!

***

Die Gummizelle im vierten Stock der Waynesdale Klinik, in die sie Thomas Warner gesperrt hatten, hatte sich in einen Schlangenpfuhl verwandelt.

Der ganze Boden war von der wimmelnden Masse bedeckt.

Riesige Schlangen, mächtige, geschuppte, schleimig schimmernde Leiber, die sich zuckend wanden und ringelten. Wie ein Meer. Es sah grausam aus.

Trotzdem hatte sich Damona King hineingewagt, denn in der Mitte des Raumes saß Thomas Warner im Lotos-Sitz, starrte auf die Wände und schien die Schlangen gar nicht zu bemerken.

Der 23jährige Junge hatte die Pflegerin Claire Palmer gebeten, sie zu ihm zu bringen. Thomas Werner war seit Jahren in der Waynesdale Klinik, er galt als unheilbar geisteskrank. Aber offensichtlich war er eine Art Medium, denn er hatte das Grauen kommen sehen

… Bastardas Bestien.

Als Claire Palmer den Namen der Dreimalgroßen erwähnt hatte, war für Damona King klar gewesen, daß sie mit Thomas Warner sprechen mußte. Zusammen mit Josef Heidenreich, der sie und Mike Hunter nach New York geholt hatte, war sie aufgebrochen.

Unterwegs war Mike ausgestiegen, um einem Phänomen nachzugehen, das, wie er meinte, mit diesem Fall zusammenhing: Ein Mann war von zwei anderen Männern im siebten oder achten Stockwerk über die Brüstung der Feuertreppe gestoßen worden. Allerdings war er – so die Schaulustigen, die an ihnen vorbei zum Ort des Geschehens gestürmt waren, – nie unten angekommen. Wie weggezaubert war er verschwunden. Damona King hoffte, daß Mike okay war. Mit Josef Heidenreich war sie allein zur Waynesdale Klinik gefahren, um mit Thomas zu sprechen.

Das war nicht so einfach.

Der Inhaber und Leiter der Klinik, Dr. Waynesdale, hatte einiges dagegen, daß sich jemand um Thomas Warner kümmerte, aber Claire Palmer hatte sie hereingelassen und war mit ihnen unbemerkt in den Trakt der Geschlossenen Abteilung vorgedrungen.

Sie hatte die Tür der Zelle aufgeschlossen.

Und dann hatte sich ihnen das Grauen offenbart. Die wogende, sich windende Masse der riesigen Schlangenleiber.

Die häßlichen, dreieckigen Schädel, die eiskalten, starren Augen.

Die Schädel pendelten hin und her – wie Strohhalme im Wind. Jeden Augenblick konnte der tödliche Angriff erfolgen.

Aber Damona ließ sich davon nicht beeindrucken. Der Junge brauchte Hilfe, koste es, was es wolle. Sie konnte ihn nicht hier in

diesem Schlangenmeer sterben lassen!

Weiter und weiter wagte sie sich in das Gewirr der Schlangen hinein, die zusehends unruhiger wurden.

Sie mußte aufpassen, wohin sie trat. Die Luger mit den geweihten Silberkugeln lag entsichert in ihrer Faust. Damona King war entschlossen, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Unter Preis gab sie sich nicht geschlagen, das hatten die dämonischen Kreaturen schon oft feststellen dürfen.

Außerdem mußte sie mit Thomas Warner sprechen. Nur er wußte genau Bescheid, was für ein Film hier überhaupt ablief. Sie und Josef Heidenreich und Mike Hunter jagten nämlich bisher nur hinter Phantomen her… [2] Die einzige Spur, die sie hatten, waren zwölf Tote: sechs Männer, sechs Frauen, deren Körper völlig unverletzt waren. Dennoch fehlte etwas – einmal die Gesichter. Sie waren verschwunden, wie abgezogen. Nur eine glatte Fläche war zurückgeblieben. Im Auftrag von Thomas Warner hatte ihr Claire Palmer mitgeteilt, warum dies so war. Die Gesichter waren Spiegelbild der Seele. Den Toten waren also die Seelen geraubt worden; deshalb fehlten ihnen auch die Gesichter. Und noch etwas war ihnen gestohlen worden. Die Gehirne.

Mit den Seelen und den Gehirnen der Toten hatte Bastarda – so Thomas Warner – die Horror-Bestien aus den Niederungen des Grauens angelockt und unter ihre Kontrolle gezwungen…

Damona King hoffte, daß Thomas Warner, der sie unbedingt sprechen wollte, noch mehr wußte, Einzelheiten über die Pläne Bastardas.

Und sie hoffte, daß die Horror-Bestien noch nicht zugeschlagen hatten. Denn Thomas Warner konnte nicht definitiv sagen, ob er Vergangenes oder Gegenwärtiges oder Zukünftiges geschehen sah.

Er sah die Szenen des Grauens auf den Wänden, sah sie in grausiger Realität, und hatte zum erstenmal sein Schweigen gebrochen, um die ›normalen‹ Menschen zu warnen…

An all das dachte Damona King, während sie Schritt für Schritt weiter in den Schlangenpfuhl vordrang. An ihren Beinen spürte sie die gleitenden Bewegungen, mit denen sich die Schlangenleiber zusammenzogen oder sich ihr aus dem Weg ringelten.

Abnormal große Schlangen. Musterexemplare von Bastardas Bestien!

Ihre Wachsamkeit ließ über diesen Gedanken nicht einen Herzschlag lang nach. Hart hielt sie die Luger in der Faust. Die Schlangenbrut kesselte Thomas Warner ein, doch ein schmaler, kaum richtig als solcher erkennbarer Pfad führte zu ihm hin, als wollten die Schlangen, daß Damona King den Jungen erreichte.

Sie fragte sich nicht, warum.

Sie akzeptierte es einfach.

Die Schlangenleiber wogten, zuckten, kräuselten sich. Harte Schuppen scharrten und kratzten über den Boden der Gummizelle.

Es stank ekelerregend nach Fäulnis und Moder. So roch es auf dem Friedhof, wenn es geregnet hatte. Die kantigen Schlangenschädel waren auf Thomas Warner und Damona King gerichtet.

Schon vor einer Weile hatte Damona King das Hexenherz, das an der Silberkette um ihren Hals hing, aus der Bluse hervorgeholt; jetzt baumelte es deutlich sichtbar. Ein Relikt, das sie sich – durch einen Zeit-Dämon ins Chaos des Dreißigjährigen Krieges verschlagen – erkämpft hatte. [3]

Angeblich die Urform des Hexensteins, den ihr ihre Mutter Vanessa zu ihrem 21. Geburtstag geschenkt, und den sie während ihres Kampfes gegen die Horror-Kreaturen des Alptraumbringers verloren hatte. [4]

Nur war dieses Hexenherz ein echtes Herz, durch einen magischen Prozeß versteinert, zusammengeschrumpft – und mit Kräften versehen, die sie noch nicht hatte erforschen können, die jedoch – und das stand eindeutig fest – keinesfalls *nur* positiv waren.

Das Hexenherz war eine Waffe gegen die Dämonenbrut – aber eine, die sich auch sehr leicht *gegen* Damona King wenden konnte.

Ein zweischneidiges Schwert, buchstäblich. Deshalb wußte Damona King auch nicht, ob ihr das geheimnisvolle Relikt in dieser Situation beistehen würde. Aber blieb ihr eine andere Wahl, als es einfach auf einen Versuch ankommen zu lassen?

Nein. Noch vor einigen Wochen – vor der Konfrontation mit dem Alptraumbringer – hatte sie gehofft, sich endlich intensiver mit der Magie des Hexensteins befassen zu können. Das Rätsel, das ihn umgab, lösen zu können. Dazu war es nicht mehr gekommen. Und die Rätsel, die ihr das Hexenherz aufgaben, waren noch gewaltiger.

Weiter drang sie vor. Immer wieder fand sie einen Fleck, auf den sie treten konnte, ohne die Schlangenleiber zu berühren. Häßliches Zischeln und Scharren begleitete ihren Weg durch den Sumpf des Grauens. Die Tür blieb zurück. Josef Heidenreich und Claire Palmer, die dort stehengeblieben waren, ebenfalls. Damona King sah sich nicht nach ihnen um. Sie gehörten für sie jetzt einer anderen, irrealen Welt an. Eisern hielt sie den Blick nach vorn gerichtet. Auf Thomas Warner.

Und auf die Schlangen.

Ihre Ausdünstungen erfüllten den Raum, es wurde immer schlimmer. Der Gestank legte sich wie ein pelziger Belag auf ihre Zunge, sogar auf die Innenseiten ihres Halses. Damona atmete so flach sie nur konnte und riß sich zusammen. Wenn sie jetzt schlapp machte, dann würde ihr das verdammt nicht gut bekommen.

Die Schlangen warteten noch immer. Lauerten. Ließen sie weiter vordringen. Die Distanz zu Thomas Warner verringerte sich, aber der

Weg durch den Schlangensumpf kam Damona King unendlich weit vor. Ewigkeiten schienen zu vergehen. Was mochte draußen – in der realen Welt – vorgehen? Griffen Bastardas Bestien schon an?

Was war mit Mike Hunter? Hatte er den Fall von einer anderen Seite her aufgerollt? Oder war die Sache mit dem Mann, der von der Feuerleiter gestoßen worden war, nur ein Windei gewesen?

Lauter Fragen, die unbeantwortet bleiben mußten. Dies hier war ihre ganz persönliche Realität.

Eine tödliche Realität!

Die Brut schien ihre Gedanken zu spüren. Sie geriet in hektische wogende Bewegungen. An den Wänden war es am schlimmsten.

Und wie Wellen kräuselten sie sich zur Mitte des Raumes hin. Dort saß Thomas Warner noch immer unbeweglich.

Damona rieselte es kalt über den Rücken. Die Schlangenschädel pendelten schneller. Die Augen fixierten sie eiskalt. Sie dachte trotzdem nicht daran, umzukehren. Sie mußte es schaffen, zu Thomas Warner durchzukommen. Sie mußte mit dem Jungen reden.

Da griff die erste Schlange an!

Damona sah die blitzschnelle, huschende Bewegung aus den Augenwinkeln heraus, schwang mit dem Oberkörper herum und feuerte aus der Hüfte heraus.

Das geweihte Silbergeschoß zerfetzte den häßlichen Dreiecksschädel!

Der Leib fiel schlaff in das wogende Schlangenmeer, das sofort in irrwitzige Bewegung geriet.

Zwei, drei weitere Schädel zuckten hoch.

Damona schoß wieder. Belfernd hallten die Schüsse in der kleinen Zelle wieder.

Jeder Schuß traf sein Ziel. Die Schlangenschädel wurden zurückgepeitscht und zerrissen. Der Lärm stachelte die Brut nur an. Das Blut ihrer Artgenossinnen machte sie verrückt.

Immer mehr Schädel stießen hoch.

Aber plötzlich griffen sie nicht mehr an, schienen wie auf ein unsichtbares Kommando zurückgehalten zu werden. Damonas Gesicht war wie aus Stein gemeißelt. Die psychische Anspannung forderte Tribut, ließ sie frieren. Hart preßte sie die Zähne aufeinander, ein Kiefermuskel zuckte.

Warum hatten die Schlangen den Angriff gestoppt?

Ein letzter Schritt über einen zusammengerollten Schlangenkörper hinweg, und sie hatte Thomas Warner erreicht.

Der Junge schluchzte plötzlich auf, warf sich herum, kam auf die Füße und klammerte sich an Damona King fest. Sie wurde total überrascht.

»Hilf mir«, wimmerte Thomas Warner. »Hilf mir, bitte…«

Damona hielt ihn fest. Sein dürrer Körper zitterte. Sie strich ihm mit

der Linken über die Haare. In der Rechten hielt sie die Luger.

Racheengel und Beschützerin in einer Person. Sie sah wild entschlossen aus. Das lange, rabenschwarze Haar flutete über ihre Schultern. Die dunklen Augen blickten hart. Die Schlangenbrut zog sich noch näher heran. Und die Leiber türmten sich auf. Immer höher wurde der Wall. Der Pfad, über den sie Thomas Warner erreicht hatte, existierte nicht mehr.

»Was ist los, Thomas?« fragte Damona leise. Sie wollte den Jungen nicht beunruhigen, wollte ihn nicht auf die tödliche Gefahr hinweisen, in der sie beide steckten, denn die Schlangen würden sie nicht mehr gehen lassen.

Lauter, gefährlicher, drohender wurde das Zischeln und Fauchen.

Die Körper scharrten über den Boden. Andere wanden sich konvulsivisch zuckend über die Körper ihrer Artgenossinnen, die Schädel pendelten, wischten gemächlich, hypnotisierend, hin und her. Die eiskalten Augen glitzerten in einem dämonischen Licht.

Thomas Warner hatte sich plötzlich beruhigt; löste sich von Damona King zögernd. Als habe er fürchterliche Angst, sie würde ihn allein lassen. Sie wischte ihm die Tränen weg, die silbrige Linien über sein verhärmtes, angespanntes Gesicht gezogen hatten.

»Sie sind frei, Damona… Bastardas Bestien sind frei!« stieß er keuchend hervor. »Überall sehe ich sie auftauchen. Überall … Schlangen, Geier, Ratten, Spinnen. Sie kommen. Sie haben Bastardas Köder angenommen, und jetzt gehorchen sie ihr. Sie tun, was die Dreimalgroße von ihnen verlangt. Und nicht nur sie. Die Bestien sind die Vorhut, aber es sollen auch noch Anführer für sie auferstehen. Die Höllenrocker! Damona – ich sehe sie. Da – da – da …« Er zeigte auf die Wände, stieß seine Linke mit ausgestreckten Fingern förmlich wie gegen einen angreifenden Feind vor.

»Überall sehe ich sie. Die Bestien hier – die sind nur lächerliche Würmer. Lächerlich im Vergleich zu ihren großen Brüdern und Schwestern…«

Damona rührte sich nicht. Sie hatte etwas Ähnliches schon erwartet, aber nicht, daß es so irrsinnig schnell gehen würde. Verdammt, warum stießen sie immer in letzter Sekunde auf eine Teufelei der Schwarzblütigen? Warum gelang es nicht, ihre teuflischen Pläne schon im Ansatz zu erkennen! Sie schwor sich, daß sie sich endgültig darum kümmern würde, wenn sie diese Sache hier lebend überstand! Aber die Schlangen waren schon da, sie waren überall um sie her. Es war zu spät für fromme Vorsätze.

Sie saß hier in einer tödlichen Falle, aus der es weder für sie noch für Thomas Warner noch ein Entkommen gab.

Dazu brauchte es gar nicht der riesigen Bestien Bastardas! Das konnten auch diese Schlangen besorgen…

»Sie greifen an, Damona. Sie greifen an… Bastardas Bestien schwärmen aus … Heute nacht … Oder sind sie schon ausgeschwärmt? Gestern? Morgen? Heute!« Thomas Warner lachte hysterisch, schrie die Worte hinaus. Seine Stimme kippte.

Damona berührte den Jungen sanft an der Schulter. »Ganz ruhig, Thomas«, sagte sie sanft.

Er lächelte plötzlich.

»Tot!« stieß er hastig heraus. »Wir sind alle tot. Alle tot. Sie kommen. Sie holen uns.«

Und da griffen die Schlangen wieder an!

Die Schlangen kamen!

***

Wie ein einziger Körper zogen sie sich um Damona King und Thomas Warner herum zusammen. Immer mehr ringelten sich um den winzigen Flecken, auf dem sie standen. Thomas Warner atmete gepreßt, starrte über die Schlangen weg, auf die Wand.

Die Schlangen krochen aus den Wänden, wanden sich über ihre Artgenossinnen, türmten sich höher: Ein Wall aus lebenden, feucht glänzenden Leibern.

Und mit ihnen kam die Kälte.

Schlagartig senkte sie sich über Damona King und Thomas Warner. Gleichzeitig glaubte Damona ein wisperndes Singen zu hören.

In sich! In Ihrem Schädel!

Die Kälte nahm zu, und die Schlangenmauer zog sich höher und höher. Selbst wenn sie gewollt hätte, hätte sie jetzt Josef Heidenreich und Claire Palmer nicht mehr sehen können.

Sie waren Gefangene der Schlangen!

Zentrum des Schlangensumpfes!

Das Singen schwoll an, mischte sich mit einem feinen Klirren, das entstand, wenn zarte Glasstückchen, von einem lauen Wind bewegt, gegeneinanderstoßen.

Das Hexenherz!

Damona wußte es plötzlich, denn sie hatte etwas Ähnliches schon einmal erlebt, damals, als sie von den besessenen Bürgern des Dorfes Ortenbach auf den Scheiterhaufen gefesselt gewesen war… In der Zeit verschollen. In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges …

Damonas Herz raste. Der Zeitablauf schien sich zu verlangsamen.

Die Schlangenleiber bewegten sich steif, träge, als würden sie am Boden festkleben.

Das Klirren und Summen erfüllte Damona Kings Schädel. Ihr Ego wurde zurückgedrängt. Die Präsenz des Hexenherzens nahm zu.

Positiv? Negativ? Spielte das Herz sie den Bestien in die Hände?

Hinderte es sie daran, zu handeln, sich ihrer Haut zu wehren?

»*Unsinn! Mit dir sterbe auch ich!*«

Wie ein Blitzschlag flackerte dieser Gedanke in ihr auf. Gefühlswogen folgten: Ärger/Zorn/Verzweiflung.

»*Ich will nicht sterben!*«

Damona King versuchte, irgendwie zu antworten, wollte gleichzeitig auch Fragen stellen. Es ging nicht. Der Einfluß des Hexenherzens war zu groß geworden. Sie war im Gegenzug zu einem passiven Beobachter geworden.

Hilflos!

Gefangene ihres Schädels!

Sie sah, aber ein wirrer Wust von *fremden* Gedanken, *fremden* Emotionen überlagerte die ihren.

Die Schlangen waren erstarrt.

Damona sagte zu Thomas Warner:

»Hör auf! Hör auf damit! Ich glaube dir…«

Sie sagte es; es war ihre Stimme – und war doch nicht ihre Stimme.

Das Hexenherz hatte sie diese Worte formulieren lassen. Sie wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Sie begriff überhaupt nichts. Sie war zu schwach. Viel zu schwach. Sie beobachtete weiter. Von ihrer Brust strahlte dumpfes Pulsieren aus. Das versteinerte Herz hatte sich durch den Stoff der Bluse durchgefressen und sich mit der Haut verbunden. Das wußte Damona, denn auch das war bereits einmal passiert. Das Hexenherz war zu einem schwarzen Klumpen unter der Haut ihrer Brust geworden. Schmerz! Das Pulsieren wurde schlimmer. Damona würgte. Ihr Körper fieberte. Sie glaubte, im Zentrum eines Hochofens zu kauern, zu zerfließen…

»Ich – ich kann nicht!« wimmerte Thomas Warner.

»Du kannst. Du mußt! Du wolltest mir zeigen, wie gefährlich die Lage ist. Ich habe es gesehen. Schalte diese verdammten Bilder ab!«

Thomas Warners verkrampfte Haltung entspannte sich. Seine geballten Fäuste öffneten sich. Er atmete tief durch. »Du hast recht, Damona. Ich – Es sollte eine Prüfung sein. Ich mußte wissen, daß du wirklich Damona King bist. Sie halten mich für einen Verrückten. Schizophren. Geisteskrank, weißt du. Nicht einmal Claire kann ich restlos vertrauen, denn sie wird von Dr. Waynesdale kontrolliert. Ich – ich dachte, sie holen irgend jemand; nur um mich zu beruhigen. Ich wollte Gewißheit haben. Gewißheit. Es ist so spät. Fast zu spät. Nur Damona King konnte diese Bilder sehen, denn sie ist eine Hexe… Eine Weiße Hexe. Ihr konnte ich sie projizieren. Du – du bist wirklich Damona King.«

Der Junge hatte die Worte nur so herausgesprudelt. Sein Gesicht war käsig, wahrscheinlich von der Anstrengung. Seine Stimme hatte abwechselnd tief und männlich, dann wieder hell, kindlich geklungen. Die Aufregung. Thomas Warner *war* schizophren. Manchmal brach der

Geist seines Vaters durch und überlagerte das Ego von Thomas. Das wußte Damona von Claire Palmer.

Der fremde Einfluß in ihrem Schädel verklang. Das Pulsieren des Hexenherzens blieb jedoch. Damonas Rechte kam zitternd hoch, tastete dorthin, wo das Relikt sein mußte. Sie hatte sich vorhin nicht getäuscht: Es *hatte* sich durch den Blusenstoff gebrannt, war in ihre Haut, in ihr Fleisch eingetaucht!

Die Schlangenbrut löste sich auf!

Ein langsamer, grauenhafter Prozeß: Stinkende Schwaden wirbelten und wogten nebelgleich durch den Raum, verwischten, verschwammen, faserten auseinander.

Dann war der Spuk verschwunden.

Thomas Warner wandte sich zu Damona King um. Starrte sie an.

Seine Augen waren groß, schimmerten metallisch. Der Blick schien in weite Fernen gerichtet. »Du hast sie gesehen. Du hast sie gesehen, wie ich sie Tag für Tag sehe, Stunde für Stunde. Sie sind immer da… Auf den Wänden …« Er zeigte hin.

Damona bekämpfte die Schwäche. Sie war wieder sie selbst. Die Präsenz des Hexenherzens war weg, aber sie lauerte irgendwo in den Tiefen ihres Unterbewußtseins, bereit, wieder hervorzubrechen, wenn sie sich als zu schwach erwies, die Situation zu meistern. Ein böses Gefühl: beunruhigend und beruhigend gleichzeitig.

Damona strich ihm die zerzausten, schweißnassen Haare aus der Stirn. »Laß uns darüber reden«, schlug sie sanft vor. »Über alles.«

»Ich…«

Plötzlich zuckte Thomas Warner zusammen, sein Blick ging an Damona Kings Gesicht vorbei – richtete sich auf einen Punkt hinter ihr.

Damona King witterte förmlich, daß es jetzt Ärger gab. Sie sollte sich nicht täuschen. Geschmeidig drehte sie sich um.

An der Tür der Gummizelle stand Dr. Waynesdale.

Und er war nicht allein gekommen. Zwei bullige Pfleger waren bei ihm und hielten Josef Heidenreich und Claire Palmer in Schach.

»Schluß jetzt mit den Mätzchen!« zischte Waynesdale eisig. »Ich werde dafür sorgen, daß ein für allemal damit Schluß ist.«

Die unbarmherzige Drohung in seiner Stimme ließ einen Eisschauer durch Damona rieseln, der sich bis aufs Knochenmark durchfraß…

***

Zwei Tote!

Guter Gott, es hat zwei Tote gegeben! Das waren Mick

»Dschingis« Tanners erste Gedanken, als er zu sich kam. Seine Lider flatterten und sein Atem ging wie verrückt.

Er stieß sich auf einen Ellenbogen hoch, versuchte, die Augen offen

zu behalten, was ihm dann auch gelang.

Er sah das Blut. Es war überall. Sein Blut. Vico Valevskys Kugel war ihm in die Schulter gefahren. Siedendheiß steckte das Ding noch immer dort und schickte grelle Schmerzstrahlen durch seinen Körper. Aber das war jetzt nicht das schlimmste.

Dschingis begriff, daß er in der Tinte saß. Und zwar verdammt gewaltig.

Sein Blick klärte sich, das Schwanken der Umgebung hörte auf, und das, was er für einen hellen, fleischfarbenen Wasserball gehalten hatte, der auf der wildbewegten Wasseroberfläche tanzte, war in Wirklichkeit das Gesicht eines Mannes, der sich über ihn beugte.

»Er wacht auf!« sagte eine rauhe Männerstimme.

Dschingis fühlte sich hundeelend. Der Blutverlust sorgte dafür, daß er nicht mit sich und seiner Umgebung richtig klarkam. Die Bilder, die seine Augen lieferten, blieben unscharf, da half auch das Blinzeln nichts.

Ächzend sank er zurück. Seine Muskeln verklumpten. Auf dem Rücken lag er, die Arme seitwärts weggestreckt. Er drehte den Kopf.

Und sah den Leichnam!

Der Mann im weißen Kittel!

Er lag nur ein paar Yards von ihm entfernt. Der Körper war noch nicht zugedeckt, die Augen standen noch immer weit und ungläubig offen, als hätten sie sich geweigert, die letzten Sekunden des Grauens ins Gehirn zu projizieren.

Männer standen um den Toten herum. Ein kleiner Bursche untersuchte ihn. Neben ihm stand eine Ärztetasche.

Bullen! schoß es durch Dschingis' Schädel.

»Na los, komm schon!« sagte da die Männerstimme; diesmal hörte sie sich ungeduldiger an. »Du stirbst schon nicht an deinem Kratzer, also beweg dich, Freundchen.«

»Ich…« Mick Tanners Stimme versagte. Er war heiser, seine Stimmbänder schienen eingerostet zu sein. Aber er richtete sich wieder auf, starrte aber noch immer zu dem Toten hinüber. »Der alte Mann, der mit dem Spitzbart …«, krächzte er schwach. »Ist der auch…«

»Ja, der auch.«

Der Mann, der sich über ihn gebeugt hatte, richtete sich auf. Er war imponierend groß und dürr, der graue Anzug schlotterte um seine Gestalt. Das Gesicht, das Dschingis von unten herauf sah, war knochig, eher ein Totenschädel. Die Augen waren schwarz wie Kohlen, der Blick stechend. Die drahtigen, schwarzen Haare waren zu einem Bürstenschnitt geschoren. Der Schnauzbart gab dem Gesicht etwas Unheimliches.

»Wie heißt du? Du hast keine Papiere bei dir!«

»Mick Tanner. Die Papiere – muß ich vergessen haben. Wollte nur etwas einkaufen.«

»Ist es nicht viel eher so, daß du bei dieser Schweinerei die Finger im Spiel hattest?« schoß der Mann seine zweite Frage ab.

»Ich – ich wollte es verhindern«, quetschte Dschingis heraus.

»So, so, na das werden wir noch sehen. Sieht für mich jedenfalls so aus, als würdest du zu der Gang gehören, die diesen Horror hier veranstaltet hat.«

Dschingis mühte sich auf die Füße. Die Männer, die den Toten umstanden, unterhielten sich murmelnd. Spurensicherung. Bilder wurden geknipst. Ein Mann kroch auf den Knien herum und saugte den Boden ab.

»Was sucht der denn?« fragte Dschingis.

»Werd nicht frech, Tanner. Ich heiße zwar Lovely, aber das hat nichts zu bedeuten. Wenn ich dich in die Mangel nehme, dann wirst du singen, das verspreche ich dir. Mit zweibeinigen Ratten bin ich noch immer besonders gut fertig geworden.«

»Und – mich halten Sie für eine solche zweibeinige Ratte?«

»Muß ich dir die Frage erst noch beantworten? Brauchst dich bloß anzusehen. Wie läufst du denn rum? Dreckige Jeans, das Hemd genauso, dann diese verdammten Nieten an der Hose… Ich kann Nietenheinis nicht ausstehen, klar? Außerdem stinkst du, Junge. Du hast schon mindestens eine Woche nicht mehr gebadet.«

»Aber ich wollte den beiden Männern helfen. Deshalb haben mir die Kerle die Kugel verpaßt. Deshalb haben sie mich zusammengeschlagen!« Dschingis bemühte sich, eindringlich zu reden. Es fiel schwer. Am liebsten hätte er diesem Polizistensturschädel eine verpaßt. Aber zuschlagen – das war kein Argument. Nicht für ihn. – War es auch nie gewesen.

»Na schön. Weiter. Wie viele waren es? Kannst du sie beschreiben? Los, los?«

Sollte er sie verraten? Es waren seine Freunde gewesen. Damals, vor sieben Tagen, als der Zauberbann noch nicht auf sie eingewirkt hatte. Jetzt, jetzt waren sie – die Horde. Bastardas Horde. Er erinnerte sich nur zu gut an die eiskalte Stimme und *wußte*, daß sie Bastarda gehörte, obwohl er diesen Namen noch nie zuvor gehört hatte, jedenfalls soweit er sich erinnern konnte. Vielleicht im Unterbewußtsein, als er noch Mitglied der Horde gewesen war. Sie zog die Fäden im Hintergrund. Auch das wußte er. Ja, diese Teufelin steckte hinter allem.

Aber konnte er das diesem Dickschädel von einem Polizisten sagen?

Der würde ihn glatt in die Irrenanstalt einliefern lassen.

»Na, wie lange mußt du noch überlegen? Junge, das stinkt doch alles zum Himmel!«

»Es – es ist alles so schnell gegangen«, sagte Dschingis lahm.

»Damit kommst du nicht durch. Angeblich hast du dich doch für den Ladenbesitzer und seinen Sohn stark gemacht. Dann mußt du auch die Kerle, die den beiden ans Leder wollten, gesehen haben!«

»Es waren sechs. Der Anführer war groß, breitschultrig; langes, fettiges Haar. Er hat eine Stirnbinde getragen.«

»Schon besser. Weiter.«

»Ausgebleichte Jeans, ein T-Shirt. Ziemlich verschwitzt. Ein Muskelmann. Er hat mir das Veilchen und die Kugel verpaßt.«

»Warum hat er dich nicht umgelegt, wie die beiden Ladenbesitzer?«

Dschingis zuckte die Schultern. »Keine Ahnung. Vielleicht hat er gemeint, daß mich die eine Kugel geschafft hat. Ich weiß nicht.«

Lovely starrte ihn an. Ein wölfischer Blick. Dschingis wußte, daß er diesem Mann kein X für ein U vormachen konnte. Der verbiß sich in die Sache, und es war nur zu verständlich. Zwei Männer waren erschossen worden. Abgeschlachtet.

Der Doc kam.

»Alles klar?« wandte er sich an Dschingis und schob Lieutenant Lovely einfach beiseite. Der Cop ließ es sich gefallen; offenbar kannten sich die Männer schon ziemlich lange und waren im Lauf der Zeit Freunde geworden, die sich gegenseitig respektierten.

»Es geht.«

»Viel Blut verloren.« Der Doc besah sich die Wunde. »Steckschuß. Auch das noch. Die Kugel muß raus.«

Dschingis nickte und dachte an seine Freunde. An die Horde. Wo mochten sie sein? Unterwegs zu – Bastarda. Natürlich. Er hatte ihren Ruf ebenfalls gehört.

Aber wann war das gewesen, wie lange mochte er ohnmächtig gewesen sein?

Lieutenant Lovely schwieg verbissen und starrte ihn nach wie vor an, als könnte er ihm so bis auf die Seele sehen. Seine Männer taten die Routinearbeit. Zwei bullige Hünen brachten die Zinkwanne für den jüngeren Mann im weißen Kittel. Dschingis sah nicht hin, als sie ihn hineinlegten. Stimmengewirr. Immer wieder wurde geknipst.

Der Doc kümmerte sich um seine Schulterwunde. Dschingis ließ alles mit sich geschehen, sogar als es weh tat, verzog er nicht sein Gesicht.

Die Zinkwanne wurde weggetragen. Dort, wo der Tote gelegen war, waren die Körperkonturen mit weißer Kreide auf den Boden gezeichnet. In Herzhöhe ein dunkler Fleck.

Sie brachten die Zinkwanne für den Mann mit dem Spitzbart. Er lag drüben, hinter der Kasse.

Dschingis sah wieder weg.

»Fertig. Nachher werden sie ins Hospital gefahren, klar. Die Kugel muß raus.« Und an Lieutenant Lovely gewandt: »Mach’s kurz und

nicht zu hart. Der Junge ist jetzt nicht in der richtigen Verfassung, um hart angepackt zu werden. Du weißt, daß er unschuldig ist, solange seine Schuld nicht bewiesen ist.«

Lovely knurrte etwas Unverständliches.

Der Doc nickte ihm zu, dann Dschingis, wandte sich ab. Dann drehte er sich noch einmal zu Dschingis um. »Wenn Sie wirklich versucht haben, den beiden Männern gegen eine solche Übermacht zu helfen, dann – dann sind Sie ein feiner Kerl, Junge.«

Dschingis sagte nichts.

Der Doc ging endgültig.

»Also Rocker«, schnappte Lovely gereizt.

Dschingis nickte.

»Sechs.«

»Ich hab's Ihnen doch gesagt.«

»Okay, das deckt sich mit den Aussagen der Leute, die die verdammten Kerle abhauen gesehen haben. Und denen hast du übrigens auch dein Leben zu verdanken.«

»Warum? – Als die Bande in den Laden gestürmt ist, war niemand da…«

»Die Mörder haben versucht, den Laden in Brand zu setzen«, erklärte er mürrisch. »Die Leute haben die Rauchwolken gesehen, na ja, der Rest dürfte klar sein. Zurück zum Thema. Es waren also Rocker. – Du siehst auch nicht gerade wie ein Generaldirektor aus.«

»Deshalb muß ich noch lange nicht zu ihnen gehören.«

»Junge, du machst mir nichts vor. Du weißt mehr, als du herausrückst. Ich weiß zwar noch nicht, wieso du die Kugel kassiert hast und wieso du noch lebst, aber eins weiß ich genau, daß deine verdammte Story stinkt!«

Lovelys Gesicht hatte sich gerötet. Die Haut, die sich straff über den Schädelknochen spannte, drohte wie bei einer zu lange gekochten Kartoffel aufzuplatzen.

Dschingis spannte unwillkürlich die Muskeln an. »Ich sage nichts mehr.«

Lovely drehte sich halb um. Darauf schien einer seiner Beamten nur gelauert zu haben. »Sir?« wollte er wissen und stakste heran.

»Schaff ihn mir aus den Augen. Ins Franklin-Hospital. Die sollen die Kugel aus seiner Schulter holen. Du bleibst da und läßt den Knaben nicht aus den Augen, ich will mich nach der Operation in Ruhe mit ihm unterhalten. Klar?«

»Jawohl, Sir!« Der Beamte salutierte beinahe, was den Heidenrespekt vollends klar machte, den er vor Lovely hatte.

»Okay, Abmarsch.«

Der Beamte schnappte Dschingis' rechtes Handgelenk.

»Noch etwas, Davens«, schnappte Lovely.

»Ja, Sir?«
»Du haftest mir mit deinem Kopf für den feinen Herrn Augenzeugen, klar!«
Davens räusperte sich unbehaglich. »Klar, Sir.«
Lovely bedeutete ihm mit einem knappen Wink, abzuziehen. Davens gehorchte wie ein gut dressierter Hund. Er zog Dschingis mit sich. Er stemmte sich nicht dagegen, sondern ging freiwillig mit.
Was hätte es ihm schon gebracht, wenn er auf stur geschaltet hätte?
Dieser Lovely hatte ihn im Visier.
Dschingis ahnte, daß er nicht ungeschoren davonkommen würde.
Hatten ihn die anderen deshalb nicht umgebracht? Weil sie ihn auf diese Weise fertiggemacht sehen wollten?
Sollte er für die Morde verantwortlich gemacht werden?
Sie verließen den Laden. Eine dichte Menschenmenge stand Spalier. Gemurmel. Hier und da ein haßerfüllter Blick. Die Menschen starrten ihn an wie ein zehntes Weltwunder. »Aus dem Weg, Leute!« sagte Davens lahm.
Die Menge murrte, wich aber zurück.
Sie gingen zu dem Patrol-Car, das am Straßenrand geparkt war.
Dschingis versuchte, die Blicke der Leute zu ignorieren. Wie Nadeln stachen sie in seinen Rücken. Sie hielten ihn für den Mörder, klar.
Mit solchen Vorurteilen waren die Leute verdammt schnell zur Hand.
Davens riß die Fondtür auf. »Rein mit dir!« schnarrte er. Jetzt, da sein Vorgesetzter nicht mehr da war, glaubte er, den starken Mann spielen zu können. Dschingis grinste ihn unverschämt an und stieg ein.
In diesem Augenblick schrien die Leute auf. Wie ein Schrei aus einem einzigen Mund gellte der Ruf.
Dschingis reagierte. Er spürte, daß etwas geschah, das alles veränderte.
Der Cop wollte die Wagentür gerade zuschlagen. Aber Dschingis war schneller. Außerdem war Davens nicht auf Widerstand gefaßt.
Dschingis trat die Tür auf, verbiß die Schmerzen, die von der Schulterwunde aus durch seinen Körper rasten, kam hoch, stieß den völlig perplexen Mann weg und hetzte schon los.
Er erreichte die Seitengasse, in der seine Honda stehen mußte.
Die Menge beachtete ihn nicht.
Dschingis sah über die Schulter zurück, ohne langsamer zu werden. Davens fluchte, gestikulierte. Einige Männer standen zwischen ihm und Dschingis. Alle zeigten zum Himmel hinauf.
Davens jetzt ebenfalls. Er schrie auf. Voller Grauen.
Dschingis riß den Kopf hoch.
Und sah den riesigen Geier, der durch die Straßenschlucht segelte.
Die Bestie trug eine schlaffe Gestalt in ihrem riesigen gebogenen

Schnabel!

Dschingis würgte den Schrei hinunter, sah weg, rannte wie von tausend Furien gehetzt weiter. Die Wahnsinnskreatur, die er gesehen hatte, ging ihm nicht aus dem Sinn. Auch nicht, als er sich auf seine Honda schwang, die an derselben Stelle stand, an der er sie zurückgelassen hatte.

Was hatte das Auftauchen des Riesenmonsters zu bedeuten?

Dschingis gab Gas. Die Maschine zog, an. Über sich glaubte er sekundenlang das harte Flappen gigantischer Schwingen zu spüren, er sah hoch, aber da war nichts.

Den Geier sah er nicht mehr.

Er raste die Gasse entlang, bog ab, drehte auf und schoß davon.

Die Flucht war gelungen. Er wußte selbst nicht, warum er davongelaufen war. Nicht gleich. Es war ein plötzlicher Impuls gewesen, als die Leute aufgeschrien hatten, die Chance zu nutzen. Dieser Lovely war ein ungemütlicher Kerl. Den konnte er nicht mit schönen Worten überzeugen. Also mit Taten.

Und in diesem Augenblick wußte Dschingis, was er zu tun hatte.

Er mußte die Horde finden und – ganz gleich, wie teuer er dies zu bezahlen hatte – unschädlich machen.

Zuerst aber brauchte er einen Unterschlupf, denn in der nächsten Viertelstunde würde es in der City vor Bullen nur so wimmeln; durch seine Flucht hatte er so etwas wie ein Schuldgeständnis abgelegt. Dumm, aber nicht zu ändern.

Außerdem mußte er zuerst einmal zur Ruhe kommen, damit er sich auf die Flüsterstimme in seinem Unterbewußtsein konzentrieren konnte. Dschingis ahnte, daß er nur über sie die Spur der Horde aufnehmen konnte. Vielleicht empfing er immer noch die Befehlsimpulse, die nur für die Hordenmitglieder bestimmt waren…

Er fühlte sich schwach, wie ausgebrannt. Die Schulterwunde pochte in dumpfem Schmerz. Er fluchte. Aber er dachte nicht daran, aufzugeben.

Er dachte an die beiden Toten. Er fühlte sich an ihrem Tod mitschuldig…

***

Waynesdale starrte sie an.

Taxierte sie wie ein Stück Fleisch.

Damona ließ ihn. Wartete ab. Starrte zurück. Waynesdale war untersetzt, fett. Sein Gesicht glich einem Medizinball, die Haut war schwammig, faltig, die Augen versanken regelrecht darin, waren kleine, heimtückisch glitzernde Schweinsäuglein.

Die Augenbrauen darüber waren kaum zu sehen. Schweiß perlte darauf. Waynesdales Mund war klein, sanft geschwungen; sehr

weiblich, die Lippen voll und rot.
Damona ließ ihre Blicke bewußt provozierend tiefer gleiten. Sie hatte keine Angst vor diesem Fettkloß; vorhin hatte er sie überrascht. Sie war erschrocken, mehr nicht.
Jetzt aber saßen sie im Allerheiligsten des Klinik-Chefs. Josef Heidenreich und Claire Palmer hatten die beiden Pfleger zu Thomas Warner in die Gummizelle gesperrt. Nur sie hatte Waynesdale folgen sollen.
Gut, sie war ihm gefolgt, sie hatte keine Tricks probiert, wie er es von ihr verlangt hatte, und jetzt saß sie vor seinem protzigen Mahagoni-Schreibtisch, ließ sich taxieren und taxierte zurück.
Die Spannung im Raum war fühlbar.
Die Luft schlecht, muffig, Wie in der Höhle eines Ghouls. Komisch, der Vergleich drängte sich ihr förmlich auf. Und wenn sie sich Waynesdale besah, dann sogar noch mehr.
Der Fettkloß räusperte sich. Seine Pranken hoben sich, falteten sich. Knöchel knackten, als er sie durchbog. Einaalglattes Lächeln huschte über das schwabbelige Gesicht. Damona kam es so vor, als schwitze Waynesdale stärker. Dicke, große Tropfen perlten über das Gesicht und in den Kragen des weißen Hemds.
»Also gut«, schnarrte Waynesdales harte Stimme, die so gar nicht zu seiner Erscheinung passen wollte. »Was hatten Sie bei Warner zu suchen?«
»Er wollte mich sprechen.«
»Der Junge ist ein Irrer, das wissen Sie hoffentlich.«
»Mir kam er normaler vor als Sie.« Damona hielt dem starren Blick aus den Schweinsaugen stand. Waynesdale sah weg, räusperte sich wieder. Dann starrte er sie wieder stumm an.
Damona starrte wieder zurück. Der fette, schwammige Leib des Klinik-Leiters bewegte sich, rutschte in dem Sessel hin und her.
Waynesdale schien unentschlossen, was er mit ihr tun sollte.
»Wir könnten uns gütlich einigen«, sagte er unvermittelt.
Damona kräuselte die Nase, lächelte honigsüß. Dabei glaubte sie, den Schweiß, den der Fettkloß verströmte, noch deutlicher riechen zu können.
»Sie wissen, wer ich bin«, sagte sie ruhig. »Sie wissen, daß ich Einfluß habe. Deshalb müssen Sie sehr, sehr vorsichtig sein. Ist es nicht so, Mr. Waynesdale?«
»Dr. Waynesdale, bitte.«
»Also schön: Dr. Waynesdale.«
Er nickte. Seine fleischige rechte Pranke fuhr über den kahlen Schädel; die Haut runzelte sich darunter. »Sie haben recht. Aber damit wir uns richtig verstehen: Ich lasse mich nicht erpressen. Sie sind in diese meine Klinik unerlaubt eingedrungen…«

»Miß Palmer hat uns hereingelassen. Von Eindringen kann also keine Rede sein – falls Sie darauf hinauswollen und mir und meinem Begleiter einen Hausfriedensbruch anhängen wollen.«

Er atmete tief durch.

»Es gibt gewisse andere Methoden.«

»Welche?«

»Sagen wir – unangenehme.«

Damona lächelte kalt; ein wölfisches Lächeln, das sogar Waynesdale offensichtlich beeindruckte, denn er schüttelte den Kopf. »Nein, keine Drohungen«, sagte er schnell. »Ich sehe, so etwas hätte bei Ihnen wenig Sinn.«

»Sehr wenig. – Außerdem habe ich gewisse Leute darüber informiert, wo ich mich zur Zeit aufhalte. Würde ich unter – sagen wir: geheimnisvollen Umständen verschwinden, so würden diese Leute sehr, sehr mißtrauisch werden.«

»Meine Klinik hat einen hervorragenden Ruf zu verlieren.«

»Versuchen Sie nicht, mir etwas vorzumachen. Ich habe gesehen, wie es hinter der Fassade in Ihrer famosen Klinik zugeht. Der vierte Stock; die sogenannte geschlossene Abteilung. Eine Schande…«

»Ich…«

»Sie wissen genau, was passiert, wenn die Öffentlichkeit davon erfährt.«

»Und, wird sie davon erfahren? Durch Sie, Miß King?« fragte er lauernd.

Damona wußte, daß sie jetzt den einfacheren Weg gehen und schwindeln konnte; ihm sagen, daß sie schweigen würde. Aber das konnte und wollte sie nicht. Sie hielt das, was sie versprach. Selbst einem Waynesdale gegenüber, dem es in erster Linie nur um das Geld ging, das er mit den bei ihm einsitzenden Kranken verdiente.

Seine psychiatrische Klinik war ein Gefängnis. Die Unglücklichen, die hierher verfrachtet wurden – meist von wohlhabenden Verwandten, die sich dies einiges kosten ließen – waren buchstäblich lebendig begraben. Ein Beispiel war Thomas Warner. Und es gab noch – zig andere, dessen war sie sicher. Auch Claire Palmer hatte da bereits Andeutungen gemacht.

Nein, sagte sich Damona entschlossen. Diesem Kerl muß das Handwerk gelegt werden.

Also die harte Tour. Sie wußte, daß Waynesdale wie ein in die Enge getriebenes Tier kämpfen würde, um die sprudelnde Geldquelle am Sprudeln zu halten.

»Sie überlegen es sich ziemlich lange.«

»Die Öffentlichkeit wird davon erfahren, Dr. Waynesdale«, sagte Damona frostig. Ihre Muskeln spannten sich an. Waynesdales Blick gefror förmlich. Die Pranken blieben mitten in der Bewegung hängen.

»Und – wenn ich versprechen würde – Abhilfe zu schaffen?« Waynesdales Stimme zitterte leicht. In den Schweinsaugen glomm ein düsterer Funke auf. Meinte er es ehrlich?

Damona war echt überrascht. Mit allem hätte sie gerechnet; damit nicht.

»Wir können auf jeden Fall darüber sprechen. Aber nicht jetzt. Ich muß endlich mit Thomas Warner reden, das ist viel wichtiger.«

»Sie würden also einen – hm – Waffenstillstand akzeptieren?«

»Ja.«

Er lächelte, schien sehr zufrieden. Dann kam seine nächste Frage:

»Warum ist Ihnen nur dieser Warner so wichtig? Ausgerechnet er?«

Sie dachte nicht daran, ihm die Wahrheit zu sagen, und so Thomas Warner für Waynesdale interessant zu machen. Möglicherweise hätte der Fettkloß den Jungen noch für seine dubiosen Geldmachergeschäfte eingespannt.

»Sagen wir, ich habe ein persönliches Interesse an ihm.«

»Weil er Sie sprechen wollte«, räumte Waynesdale ein.

»Möglich.«

»Wie kam er ausgerechnet auf Sie? Auf die reiche, schöne Damona King? Der Junge hat noch nie eine Zeitung gelesen.«

»Lassen wir ihm sein Geheimnis.« Damona erhob sich aus dem Besuchersessel, sah auf den Koloß hinter dem Schreibtisch hinunter. Er wuchtete sich schnaufend hoch.

»Kann ich jetzt mit ihm reden? Allein?« wollte sie fordernd wissen.

Er lachte, seine großen Fleischpranken beschrieben eine gönnerhafte Geste. »Wir haben uns doch geeinigt; warum also nicht?«

Er umrundete den Schreibtisch. Die ganze Einrichtung des ›Allerheiligsten‹ war wie dieser Schreibtisch: riesig, protzig, überdimensional. Und somit wiederum wie das Wesen, das hier residierte: Dr. Waynesdale. Womit wieder alles paßte. Der Kreis hatte sich geschlossen.

Waynesdale nahm sie beim Arm, führte sie zur Doppelflügeltür.

Damona King ließ es – wenn auch widerwillig geschehen. Sie hatte Waynesdale in die Knie gezwungen. Das allein zählte. Ebenso wie auch jede Minute, sie mußte endlich mit Thomas Warner ungestört reden können, er war der Schlüssel zu diesem Fall. Er mußte mehr wissen…

Was hatte Bastarda vor? Wann griffen die Bestien an? Wann die Höllenrocker, von denen Thomas Warner vorhin gesprochen hatte?

Oder griffen sie bereits an?

Sie glaubte es nicht, denn die Kreaturen des Bösen schwärmten vorzugsweise im Schutz der Finsternis aus.

Waynesdale ließ ihren Arm los, um die Flügeltür zu öffnen. Er lächelte. Ein heimtückisches Lächeln.

Damona sah es, wurde stutzig, aber da war es schon zu spät. Waynesdales Rechte schoß plötzlich heran, die fleischigen Finger packten sie an der Halsseite, drückten zu.

Waynesdale mußte einen Nerv getroffen haben, der ihr buchstäblich den Strom abschaltete!

Hart krachte sie auf den dicken Perserteppich; ihr Schädel schien zu zerspringen.

Waynesdale lachte grollend, beugte sich herunter. Sie sah ihn als überdimensionalen, bizarren Schatten. Ein lebender Fleischberg. Die Pranke packte wieder zu, zerrte sie mit einem wilden Ruck hoch.

Damona riß ihre ganze Energie zusammen, wollte sich wehren, aber es blieb bei dem Vorsatz. Sie war und blieb ›abgeschaltet‹.

»Verstehst du jetzt, was ich vorhin gemeint habe, als ich sagte, ich lasse mich nicht erpressen? Und die gewissen anderen Methoden wirst du auch kennenlernen, meine hübsche kleine Damona King.«

Er lachte. Sein Atem, der ihr ins Gesicht schlug, roch säuerlich. Widerlich. »Es wird nicht weh tun. Du wirst auch nicht sterben dabei, keine Angst… Keine Angst. Niemand wird etwas davon merken. Auch die Leute nicht, die angeblich davon wissen, daß du hier bist. Du wirst wohlbehalten zu ihnen zurückkehren. Und dich an nichts mehr erinnern.« Wieder dieses ekelhafte, meckernde Lachen. Er zog sie weiter hoch. Ganz dicht schwebte sein fettes, schwitzendes Mondgesicht jetzt vor ihr. Seine Schweinsaugen wurden größer und größer.

»Ich aber werde erfahren, weshalb du hier bist. Ich werde hören, was du mit diesem Thomas Warner zu schaffen hast. Es ist ein sehr wichtiger Faktor, ich weiß das, meine Freunde haben mir das nicht vorenthalten, deshalb habe ich ihn ja auch besonders gut von der Außenwelt abgeschirmt. Ich werde es jedenfalls erfahren, kleine, dumme Damona. Jetzt…«

Der Blick seiner Augen wurde zwingend. Brennend. Er drang in ihre Augen ein, fraß sich durch, in ihr Gehirn, stach hinein. Sie mußte die Augen offenhalten, konnte sich nicht wehren. Die Realität versank. Sie ›hörte‹ seine Fragen, mußte sie beantworten – alle. Und ebenso verriet sie alles, was sie sonst noch von dem anstehenden Fall wußte.

Irgendwann war es vorbei. Sie fühlte sich befleckt, benutzt. Konnte keinen klaren Gedanken fassen. Ein Aufruhr der Gefühle. Schmerz.

Ekel. Würgende Übelkeit.

Der Halt, der sie bisher irgendwie aufrechtgehalten hatte, war plötzlich weg. Sie sackte ich sich zusammen.

Die Gedankenstimme der Hexenherz-Präsenz wisperte verächtlich: »*Närrin! Elende Närrin, wie konntest du ihm nur vertrauen?*«

Das hörte Damona King noch – und dann nichts mehr…

***

»Das gibt's doch nicht!« sagte Mike Hunter ärgerlich.

Die metallische Stimme blieb unbewegt. »Tut mir leid, ich kann Ihnen da nicht helfen. Hier, in der Klinik, war keine Miß King.« Ein scharfes Knacken; die Verbindung war einfach unterbrochen worden.

Mike Hunter starrte die Sprechanlage an, als wollte er sie im nächsten Augenblick herausreißen.

»Weißt du ganz sicher…«

»So sicher wie drei mal drei neun ist«, brummte Mike Hunter und rieb sich den einen Tag alten blonden Stoppelbart. Er war, seit er gestern nacht mit Damona in New York angekommen war, noch nicht dazugekommen, sich zu rasieren. Heute morgen hatten sie im Central-Park ein Roller-Skates-Wettrennen gemacht, dann sich mit Josef Heidenreich getroffen, und er hatte ihnen von den Toten erzählt, die ohne Gehirn und Gesicht aufgefunden worden waren.

Eine böse Sache. Daraufhin der Anruf von Claire Palmer. Auf jeden Fall waren sie gleich voll eingespannt gewesen. Und der Bart störte ja auch niemand.

Mike dachte nach. Er wußte hundertprozentig, daß Damona und Josef zur Waynesdale Klinik gefahren waren, er täuschte sich nicht.

Und jetzt hieß es, sie seien nie hiergewesen. Die Sache stank doch zum Himmel! Noch schlimmer sogar als die Müllkippe, auf der sie erst vor ein paar Tagen eines ihrer schlimmsten Abenteuer und den Kampf gegen den Giftmüll-Teufel [5] bestanden hatten.

Jim Brooster, der neben Mike Hunter stand, räusperte sich; das dumpfe Schweigen, in dem Mike Hunter zu dem Uförmig angelegten Klinikgebäude in dem großen, gepflegten Garten hinüberstarrte, wollte ihm gar nicht gefallen.

Aber mit seinen Nerven stand es ohnehin nicht zum besten. Vor weniger als einer halben Stunde noch war er von einem fürchterlichen Dämon besessen gewesen. Zusammen mit seinem Polizisten-Kollegen Pat Walkers hatte er plötzlich durchgedreht, sie waren zu Handlangern von Bastardas Dämon geworden, der in ihrem Auftrag die Seelen und Gehirne von Menschen raubte, damit sie damit die Horror-Bestien anlocken konnte. Sie hatten Frankie Bowens förmlich überfallen und über die Feuerleiter in die Tiefe gestürzt. Doch bevor Bowens auf dem Asphalt aufgeschlagen und zerschmettert worden war, war er plötzlich verschwunden. Bastarda, die Dreimalgroße, in deren Namen das alles geschehen war, hatte ihn zu sich geholt, denn Frankie Bowens hatte einen ihrer Seelen- und Gehirn-Sammler vernichtet. Jetzt wollte sie sich an ihm rächen; tausend Qualen sollte er erleiden.

Pat Walkers und er, Jim Brooster, aber sollten nun die nächsten Opfer des Sammler-Dämons werden, denn sie hatten ihre Schuldigkeit getan. Auch ihre Gehirne und Seelen sollten dazu herhalten, die

Horror-Bestien aus den Dimensionen des Grauens herbeizulocken.

Pat war tot. Und bevor er gestorben war, war er Amok gelaufen und hatte wirres Zeug geredet, von Bastarda, und daß es ihr gefallen habe, was sie getan hatten. Auch hatte er ihn, Jim Brooster, niedergeschlagen.

Aber dann war Mike Hunter gekommen. Er hatte Bastardas Sammler-Dämon getötet und ihn, Jim Brooster, gerettet. [6] Unfaßbar das alles. Dämonspuk, Magie – kurzum: das namenlose Grauen, war über ihn hereingebrochen und hatte sein ganzes bisheriges Weltbild im Handumdrehen umgekrempelt.

Mike Hunter hatte ihm allerdings nicht viel Zeit gelassen, durchzudrehen. Er hatte ihn gebeten, ihn zur Waynesdale Klinik zu fahren. Das hatte er getan, nachdem er zuvor die Kollegen von der Mordkommission alarmiert hatte, denn er wollte den Leichnam seines Kollegen nicht einfach in der vergammelten Bude Frankie Bowens' liegen lassen. Außerdem waren auch schon die Gaffer angerückt. Die Schießerei war nicht ungehört geblieben.

Unterwegs hatte er Mike Hunter bearbeitet, und schließlich war der sympathische Bursche auch damit herausgerückt, was hier für ein Wahnsinnsfilm ablief. Seitdem waren Jim Broosters Nerven noch gereizter. Fast, als würde jemand mit einer Gartenharke darauf herumkratzen.

Dämonen in New York! Eine Gefahr unermeßlichen Ausmaßes, und niemand ahnte etwas davon.

Auch konnte man keine offiziellen Stellen warnen. Wer glaubte schon an Dämonen? Man hätte ihn und Mike Hunter ausgelacht.

Also durfte das, was passieren sollte, nämlich die Invasion der Horror-Bestien, niemals stattfinden! Zusammen mit dieser geheimnisvollen Damona King, von der Mike Hunter mächtig große Stücke zu halten schien, mußten sie sie im Alleingang erledigen.

Okay, er war dabei. Er hatte Mike Hunter versprochen, mit ihnen zusammenzuarbeiten, auf Biegen und Brechen. Daß Hunter kein Spinner war, sondern daß es Dämonen und somit auch diese verdammte Weibsdämonin Bastarda, die die Horror-Bestien auf die Menschen hetzen wollte, gab, das stand fest. Er hatte ihr ›Wirken‹ buchstäblich am eigenen Leib erfahren.

All das schoß dem schwarzhaarigen Cop während zweier Herzschläge durch den Sinn.

Und Mike Hunter, der ihm einen schiefen Seitenblick zuwarf, sah es ihm an der kalkweißen Nasenspitze an.

Dann sah Mike Hunter wieder weg und zur Klinik hinüber. Wie ausgestorben lag sie in dem großen Garten, ein altes Gebäude, efeuüberwuchert, die Fenster vergittert; das Giebeldach lief spitz zu, die Schindeln waren grau und wirkten brüchig. Es gab einige Erker,

und der Eingang war groß, pompös und ebenfalls vergittert. Eine Freitreppe führte zu ihm hoch. Der Garten war von der unvermeidlichen Mauer eingefaßt, auf deren Krone zusätzlich noch Stacheldraht gespannt war. Das hohe, schmiedeeiserne Tor war geschlossen.

»Eine verdammte Festung«, brummte Mike. »Aber ich werde sie, verdammt noch mal, knacken!«

Wieder drückte er auf den Klingelknopf. Eine Minute. Zwei Minuten. Dann krachte es wieder in der Sprechanlage.

Mike legte los. »Hören Sie zu, Verehrteste. Ich gebe Ihnen jetzt genau eine Minute Zeit, aufzumachen und mich mit dem Chef dieses Ladens sprechen zu lassen. Wenn das nicht hinhaut, dann stehe ich in einer Stunde spätestens mit einem Durchsuchungsbefehl wieder hier. Polizei, klar? Ich weiß, daß Miß King und Mr. Heidenreich hier sind.«

Die Metallstimme versuchte einen Einwand: »Aber Sir, ich versichere Ihnen noch einmal…«

»Stecken Sie sich das irgendwo hin. Sie haben gehört, was ich gesagt habe. Eine Minute.«

Er wandte sich ab. Jim Brooster verzog das Gesicht. »Du versprichst da Sachen…« Er schüttelte mißbilligend den Kopf.

»Hast du schon mal gepokert?« fragte Mike grinsend zurück.

Jim Brooster wurde einer Antwort enthoben. Die Metallstimme meldete sich wieder, diesmal wesentlich freundlicher. »Mr. Hunter?«

»Ja?« knurrte er.

»Dr. Waynesdale wird Sie empfangen. Aber er wird Ihnen auch nichts anderes sagen können als ich, was Ihre Bekannte, diese Miß King, angeht.«

»Das werden wir sehen«, erwiderte Mike.

Das schmiedeeiserne Tor schwang, automatisch geöffnet, auf. Jim und Mike setzten sich wieder in den Chevy. Jim fuhr los. Der Wagen glitt die Allee entlang.

Mike starrte mit zusammengekniffenen Augen auf den Gebäudekomplex. Verdammt, er hätte seine linke Hand verwettet, daß Damona irgendwo in dieser Festung steckte. Aber welchen Grund sollte dieser Dr. Waynesdale haben, sie hier gefangenzuhalten? Sah er schon Feinde, wo gar keine waren?

Er beschloß, sich vorerst an realere Dinge zu halten. Beispielsweise an Josef Heidenreichs Camaro. Aber der war nirgends zu sehen.

»Hast du deinen Dienstausweis dabei?«

»Immer.«

»Na prima. Dann haben wir ein ziemlich gutes Blatt.«

»Was?«

»Pokern, Jim. Pokern. Ich will wissen, wo Damona und Josef abgeblieben sind.«

Jim Brooster warf ihm einen bewundernden Blick zu. »Du bist ein harter Bursche, Mike.«

»Nicht so hart, wie's aussieht, Jim«, entgegnete Mike heiser. »Ich habe nur Angst. Angst um Damona King.«

»Du liebst sie?«

»Das ist untertrieben, Jim.«

Jim Brooster nickte verstehend. »Und Horror-Bestien, Mike? Was ist mit denen? Wie paßt diese Klinik zu einer Superdämonin?«

»Frag' mich etwas Leichteres, Jim. Aber in dem Spiel ist nichts unmöglich. Schon mehr als einmal haben Menschen sich dem Bösen verschrieben und den Mächtigen der Finsternis in die Hände gearbeitet.«

»Waynesdale?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß wir Damona und Josef finden müssen. Daß das an erster Stelle steht. Verdammt, ich weiß auch, daß ich jetzt heldenhaft herausposaunen müßte, daß mir das Wohl und Wehe der Menschen New Yorks wichtiger ist, schließlich steht der Angriff der Bestien bevor… Hat vielleicht sogar irgendwo schon begonnen. Aber ich kann das nicht sagen, Jim. Ich bin auch nur ein Mensch. Und Damona…« Mike unterbrach sich, preßte die Lippen zusammen.

Jim Brooster nickte wieder. »Alles klar, Mike«, sagte er. »Ich hab's schon kapiert.« Er zog den Wagen in eine Schleife, so daß er vor der protzigen Freitreppe zum Stehen kam.

Sie wurden bereits erwartet. Ein Schwergewicht trat aus dem Portal und postierte sich auf der oberen Treppe, die Hände in die Hüften gestemmt. Der Mann war ganz in Weiß gekleidet, und die Muskelpakete drohten den Stoff an den Schultern fast zu sprengen. Ein Pfleger. Der wurde sicher mit jedem tobenden ›Patienten‹ fertig.

Mike und Jim wechselten einen schnellen Blick, dann stiegen sie aus…

***

Das Haus der Finsternis!

Bastardas Stützpunkt in der diesseitigen Welt!

Vico Valevsky wußte, daß das Ziel erreicht war, zu dem ihn die wispernde Stimme in seinem Gehirn geleitet hatte. Er sah das düstere, verwilderte Anwesen vor sich, eine Mauer zog sich darum herum. Hohe, schwarze Zypressen ragten dahinter auf. Auch Eichen.

Zwischen den Stämmen wucherten Unkraut und Dornenhecken.

Das Haus, das unter diesem Wirrwarr buchstäblich begraben lag, war kaum zu sehen. Nur einige Mauerstellen; schwarze, verwitterte Steine, von Moos und schwarzgeränderten, fleischigen Efeublättern überwuchert. Auch war hier und da ein Teil einer Fensterscheibe zu

sehen: Wie mit einer Fettschicht überzogen wirkte sie, stumpf, blind.
Ein unheimlicher Ort.
Am Ende einer schmalen Gasse lag er, deren Belag große Löcher aufwies. Niemand schien sich darum zu kümmern. Auch die Häuser, die hier standen, wirkten verlassen, uralt – vergessen, wie auch das, das unter dem chaotisch wuchernden Gestrüpp begraben lag.
Morsche Bäume flankierten die Gasse. Obwohl der Frühling seinen Einzug hielt, trugen sie keine Blätter. Trostlos.
Ein Ort, der irgendwo am Ende der Welt hätte liegen können.
Nicht aber in der Riesenstadt New York. Dennoch war dies so. Ein schwarzmagischer Bannfluch hielt Neugierige fern. Niemand kümmerte sich um diesen Teil Manhattans.
Vico Valevsky wandte sich halb um, riß die Rechte hoch, befahl so der Horde, langsamer zu werden. Auch er drosselte die Geschwindigkeit. Langsam kamen sie dem Haus der Finsternis näher. Der Einfluß der Dreimalgroßen war jetzt sehr stark. Deutlich war ihr Zauber zu spüren, und somit wuchs auch seine Macht über die Horde. Er, Vico Valevsky, war das Gehirn, das alles koordinierte, was die anderen tun sollten.
Und Bastarda war es, die ihm das alles ermöglichte.
»Wir sind da, Erhabene!« murmelte er.
»Ich weiß, Valevsky, ich weiß. Kommt. Kommt weiter. Alles ist vorbereitet.«
Mit diesen Worten kam der harte, brennende Impuls.
Vico Valevsky schrie auf, denn er war darauf nicht vorbereitet gewesen. Gleichzeitig trat er den Gashebel voll durch und befahl der Horde, dies ebenfalls zu tun.
Die Harley zog ab. Der Motor jaulte hoch. Mit irrsinniger Beschleunigung raste Vico Valevsky auf das Haus der Finsternis zu.
Und die Mauer, die das Grundstück umschloß, kam irrsinnig schnell näher. Vico Valevsky hatte keine Angst. Er dachte nichts. Er wußte, daß Bastarda für ihn und seine Horde sorgte. Sie brauchte sie, so wie er sie brauchte.
Noch fünf Yards bis zur Mauer. Noch vier.
Immer schneller raste er darauf zu.
Vico Valevsky lachte. Das Motorengebrumm belferte in seinen Ohren. Er trug keinen Sturzhelm, auch die anderen nicht. Sie schlossen auf. Der ganze Pulk raste auf die Mauer zu. Hätte es einen Zuschauer gegeben, er wäre vor Entsetzen verrückt geworden.
Aber es gab keine Zuschauer.
Dann war die Mauer da!
Vico Valevsky tauchte hinein, durchdrang sie einfach, als gäbe es sie gar nicht. Dann die Horde.
Von einem Augenblick zum anderen waren sie verschwunden,

buchstäblich verschluckt. Der Motorenlärm, gerade noch wie das irrwitzig verstärkte Brummen und Summen eines gigantischen Hornissenschwarms, war ebenfalls weg – wie abgeschnitten…

***

Dunkelheit!

Kalt, beängstigend!

Vico Valevsky riß die Augen auf, wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er brauchte sich nicht umzusehen, ob die anderen von der Horde bei ihm waren, denn er spürte ihre Anwesenheit.

»Wo sind wir?« fragte Link Stellafonso. Seine Stimme klang brüchig.

»Bastarda…«, flüsterte Jacky Voss. »Sie hat uns zu sich geholt!«

Vico Valevsky nickte. Ein Kloß steckte in seinem Hals. Verdammt, etwas war anders als vorhin! Die Horde… Es gab sie nicht mehr.

Bert, Jacky, Barry, Josh und Link waren wieder Individuen. Nur er konnte sie noch fühlen, sie aber schienen im Gegenzug nichts mehr von seinen Befehlsimpulsen wahrzunehmen! Sie konnten wieder selbständig denken!

»He, Vico… Was war da los mit uns«, wollte nun auch Barry McClure wissen.

»Wir haben jemanden umgebracht. Zwei Männer. – Und Dschingis… Mein Gott!« Die letzten beiden Worte schluchzte Josh Fadden voller Entsetzen.

»Was ist nur in uns gefahren?«

»Bastarda…«

Der Name schien die Kälte, die in die Dunkelheit verwoben war, noch zu vertiefen.

Vico Valevsky riß sich zusammen. Schweigen half nichts. Er mußte seine Position behaupten. Er war das Gehirn. Sie alle hatten ihm zu gehorchen. Er erinnerte sich an alles, und sie offenbar auch, also war es nur logisch, wenn er ihnen klarmachte, daß weiterhin alles nach seinen Befehlen zu gehen hatte.

»Haltet eure Mäuler!« schnauzte er. »Ihr wißt, weshalb wir hier sind, und ihr wißt, was in uns gefahren ist. Der Geist Bastardas! Ihre Macht! Wir sind Auserwählte, und das habt ihr akzeptiert. Wir sind eine Gemeinschaft, denn wir haben die Blut-Taufe bestanden!«

»Verdammt, Vico, das meinst du doch nicht im Ernst«, schrie Barry McClure. »Ich – ich erinnere mich. Es war ein Alptraum. Das waren nicht wir, die die Männer umgebracht haben. Ich habe genug von Bastarda!«

Vico Valevsky spürte, wie sie ihn umringten. Sehen konnte er sie nicht, dazu war es viel zu dunkel.

Sie hatten Angst. Sie waren in Panik.

»Bastarda!« rief Vico Valevsky. »Warum hast du deinen Bann von

ihnen genommen?«
»Vico! Hör auf! Ich…«
»Du kannst mir nichts anhaben, Jacky Voss!« sagte er mit klirrender Stimme. »Du hast den Weißkittel abgeknallt. Du bist mitschuldig. Blut klebt an deinen Händen.«
Jacky Voss wimmerte wie ein kleines Kind. »Nein! Ich – ich wollte es nicht…« Stille. Dann, plötzlich, ein Aufschrei: »Mein Schädel … Mein Schädel zerplatzt! Helft mir!«
Bewegungen. Stiefelsohlen scharrten über den Boden.
Ein Steinboden. Große Platten, feucht, die Kälte ausstrahlten.
Überall Kälte!
Vico Valevsky spürte aber auch, wie sein Einfluß auf die anderen mehr und mehr nachließ. Sie rückten auf ihn zu, ihre Hände tasteten vor, ergriffen ihn.
»Sag' ihr, daß sie uns rauslassen soll!« Link Stellafonsos Stimme.
»Wir…«
»Ich – ich kann doch nichts dafür!« Vico Valevsky begriff plötzlich, daß er wieder normal war – so normal wie seine Freude, die er bisher kontrolliert hatte. Jetzt aber war diese Macht weg, er konnte wieder selbst denken… Der Einfluß des Bösen war gewichen!
Bastarda hatte ihn hereingelegt! Ihn mit den anderen in eine Falle gelockt!
Er begriff, daß es für ihn und seine Freunde kein Entkommen mehr gab. Er war daran der Hauptschuldige, denn er hatte sich vom Lockruf des Bösen am leichtesten überwältigen lassen und somit auch seine Freunde angesteckt, sie schließlich beherrscht und hierher geführt.
»Ganz recht mein Lieber!«
Eiskalt, höhnisch klirrte Bastardas Stimme auf. Über ihnen, vor ihnen, hinter ihnen.
Die Kälte wurde noch schlimmer. »Nein!«
Vico Valevsky riß sich aus dem Zugriff seiner Freunde los. »Laßt den Unsinn!« keuchte er. »Ich gehöre zu euch… Ich bin genau wie ihr in ihre Falle getappt.«
Sie glaubten ihm nur widerwillig. Das konnte er spüren.
Aber es galt jetzt, einem Gegner zu begegnen, der mächtiger war als alles andere. Ein Gegner, der nicht von dieser Welt war.
Bastarda!
Vico Valevsky wußte aber auch, daß das so gut wie aussichtslos war; und er wußte, weshalb sie hierhergekommen waren. Hierhergelockt worden waren!
Seine Kehle verengte sich. Eine Knochenhand krallte sich um sein Herz, ließ es verrückt, unregelmäßig schlagen. Die anderen schwiegen. Jacky Voss wimmerte noch immer, er mußte wahnsinnige Schmerzen haben.

»Was sollen wir nur tun?« fragte Barry McClure so leise, daß Vico Valevsky es kaum hören konnte, obwohl Barry dicht neben ihm stehen mußte.

»Ich weiß es nicht«, sagte er und leckte sich über die Lippen.

»Aber wir kämpfen.«

»Shit! Wie kannst du von Kämpfen reden. Wir waren ihr hörig, total verfallen. Wir sind Amok gelaufen und haben zwei Männer umgebracht. Eiskalt auf Dschingis hast du geschossen. Und jetzt sind wir hier. Alles, weil sie es wollte. Und da sollen wir eine Chance haben?«

Die anderen murmelten ihre Zustimmung. »Gegen Bastarda gibt es keine Chance. Wir können nicht gegen sie kämpfen. Wie denn?«

Vico Valevskys Schultern sackten nach vorn.

»Bleibt also nur eines. Abwarten.«

»Ich denke nicht daran«, stieß Link Stellafonso, der Puertoricaner hervor. »Ich warte nicht, bis sie uns holen läßt und abschlachtet!«

Vico hörte die Schritte, die sich entfernten. Link eilte in die Dunkelheit.

Er hielt den Atem an. »Link?« schrie er dann nach fünf, sechs Sekunden.

Stille.

Aber im gleichen Augenblick flammte nur drei Yards von ihnen eine Flammensäule auf! Grelles Licht loderte auf, Flammenbündel zuckten nach außen weg, verpufften. Schwefelgelber Rauch wogte.

Das Feuer blieb.

Vico Valevsky starrte hin, sah den schlanken Körper Link Stellafonsos im Zentrum der Flammen vergehen. Ein Schatten, der irrsinnig schnell von dem Feuer aufgezehrt wurde, zerbröckelte, plötzlich nicht mehr da war.

Aber das Feuer blieb.

Heller brannte es. Ein blutiges, grelles Lohen. Eine Flammensäule.

»Tretet zum Höllenfeuer hin!« donnerte Bastardas Eisesstimme auf.

Vico Valevskys Nerven vibrierten. Die Angst war wie ein lebendiges Tier, das sich in seinem Magen zusammenkauerte. Am liebsten wäre er jetzt in irgendeiner der Ritzen zwischen den Steinplatten des Bodens verschwunden.

Aber das ging nicht.

»Los! Oder wollt ihr das gleiche Schicksal wie euer dummer Freund erleiden? Das Höllenfeuer kann euch alle fressen… Aber ihr wißt, daß ich euch für eine wichtigere Aufgabe gebrauche! Ich habe euch nicht hierher geholt, damit ihr dem Feuer des Bösen als Nahrung dient! Meine Unterführer sollt ihr werden! Höllenrocker, die meine Bestien führen … Kommt, und ich werde euch die Ehre zuteil werden lassen! Kommt! Noch vor wenigen Minuten seid ihr mir auch gefolgt, da

standet ihr unter meinem Bann! Jetzt aber will ich, daß ihr freiwillig kommt … Die Blut-Taufe habt ihr bestanden! Ihr seid böse, eure Seelen schwarz geworden! Für euch gibt es so oder so keinen Weg zurück mehr! Deshalb entscheidet euch für mich!«

Bastarda spielte nur mit ihnen! Sie hatte sie in ihrer Gewalt, und sie würde sie zu Höllenrockern machen, ob sie das nun wollten oder nicht. Vico Valevsky gab sich keinen Illusionen mehr hin. Ausgeträumt war der Traum von der absoluten Macht, davon, das Gehirn der Horde zu sein. Bastarda duldete nur sich selbst als Gehirn der Horde. Er hatte seine Schuldigkeit getan, jetzt kam die Entscheidung.

Er entschied sich.

Besser ein Höllenrocker in Bastardas Diensten – als tot wie Link Stellafonso!

»Ich gehorche, Bastarda!« knirschte er.

»Vico! Tu’s nicht!« sagte Bert Mallert eindringlich. »Vielleicht…«

»Wir haben keine Wahl, ihr habt gehört, was sie gesagt hat.«

Jacky Voss hielt Vico Valevsky fest. »Was, wenn sie nur blufft. Sie kann uns vielleicht umbringen, aber zu Höllenrockern und zu ihren sogenannten Unterführern kann sie uns wahrscheinlich nur machen, wenn wir das freiwillig wollen!«

Ein kaltes Gelächter hallte von allen Seiten auf sie ein. Die blutrote, hektisch wabernde Flammensäule gloste intensiver.

Das Licht, das sie warf, erhellte den Raum, in dem die Rocker standen. Ein großer Raum, tief unter der Erde, ein Kellergewölbe wahrscheinlich. Boden und Wände und Decke waren mit großen Steinplatten versehen. Nirgends schien es eine Tür zu geben. Das blutrote Licht warf zuckende Schatten.

Vico Valevsky wischte die Hand von Jacky Voss weg. »Keine Chance. Besser in Bastardas Diensten, als tot!«

»Wie wahr! Wie wahr!« höhnte Bastarda.

»Warum zeigst du dich uns nicht?« brüllte Josh Fadden plötzlich.

Der Wahnsinn zitterte in seiner Stimme. Nicht mehr lange, und er drehte vollends durch.

»Ich zeige mich euch – wenn die Zeit reif ist! Und – wenn ich dies für richtig halte! Ich bin die Herrin! Kommt jetzt! Bringt es hinter euch! Tretet endgültig in die Dienste des Bösen!«

Vico Valevsky war bereits unterwegs. Wieder war er dem Ruf des Bösen als erster erlegen. Er konnte sich nicht einmal mehr deswegen verachten. Alles in ihm war wie abgestorben. Kalt. Tot. Er war nur mehr eine Hülle.

Langsam, die Schultern nach vorne gesackt, trat er auf die Flammensäule des Höllenfeuers zu.

Seine Augen weiteten sich, als er die wirbelnden Gestalten sah, die in dem Feuer tanzten.

Die Flammensäule war knapp zwei Yards hoch, konnte er jetzt schätzen. Wie eine überdimensional vergrößerte Kerzenflamme verjüngte sie sich oben. In der Mitte etwa aber maß sie gut einen Yard im Durchmesser.

»Vico!«

Der verzweifelte Schrei von Barry McClure erreichte ihn nur als verwehendes Stöhnen.

Vico Valevsky schob sich näher und näher an die Flammensäule heran.

Kälte strahlte davon aus! Eine Kälte, die noch viel schlimmer war als die, die in dem Gewölbe herrschte. Vico Valevsky hörte auch Stimmen. Wispernde, boshafte Stimmen.

Dann, alles überlagernd, Bastardas Stimme:

»Ihr seht, es ist einfach! Folgt eurem Freund und Anführer Vico Valevsky… Folgt ihm … Tretet hin zum Höllenfeuer und werdet treue Untertanen des Bösen! Treue Untertanen Bastardas, treue Untertanen der Blutgötter!«

Vico Valevsky stand ganz dicht vor der Flammensäule. Hinter sich hörte er Wimmern und Stöhnen. Jemand von seinen Freunden weinte. Sie waren Verlorene. Alle folgten sie dem Befehl Bastardas. Freiwillig, nicht in ihrem Bann, und doch gezwungenermaßen, denn sie hatten keine Wahl.

Vico Valevsky starrte ins Höllenfeuer. Seine Augen tränten, denn die Kälte überzog sie, ließ sie milchig trüb werden; auch die Tränen gefroren. Die Haut überzog sich mit einem Blutschimmer.

Und dann kamen die Uralten…

Jene, die schon vor Urzeiten geschworen hatten, dem Bösen zu dienen und die Bestien des Grauens anzuführen. Jene, deren Körper vergangen waren, jene, die jetzt von dem langen Schlaf erlöst worden waren…

Die blutroten Schatten, die im Höllenfeuer tanzten und wirbelten, sich überschlugen, sich wanden, zitternd und vibrierend vor Gier zu den Außenflächen der höllischen Flammensäule glitten…

Es waren Skelette!

Grausige Klauen durchbrachen von innen heraus die Flammenwand, griffen nach Vico Valevsky!

Ein Schrei brach über seine erstarrten, fahlen, blutleeren Lippen!

Ein Ruck ging durch seinen bulligen Körper.

Die blutrot übergossenen Skelettkrallen rissen den Unglücklichen vor, in die Flammen hinein! Vico Valevsky schrie noch immer. Das Skelett krallte sich an ihm fest, preßte sich an ihn – und drang in seinen eiskalten, gefühllosen Körper ein, verschmolz mit ihm!

Im gleichen Augenblick setzte die äußerliche Veränderung ein!

Vico Valevskys Schreien verstummte in einem Röcheln. Er spürte das

Fremde in sich. Das Böse, Dämonische. Sein Geist zersplitterte wie Spiegelglas, verging, wurde von einem dämonischen Sturmwind davongepeitscht.

Mit der Gesichtshaut begann es!

Sie sprang auf, zerplatzte wie brüchiges Pergament, blätterte ab.

Danach verging das Fleisch. Irrsinnig schnell. Es bröckelte ab. In einer Turbulenz verwehten die Reste, noch bevor sie den Boden der Flammensäule erreichten.

Die Geisterstimmen der tanzenden Skelette der Uralten säuselten und kicherten und lachten. Beschwörungen des Bösen wurden flüsternd heruntergeleiert, aber Vico Valevsky verstand keine Silbe, obwohl er sie – seiner grausigen Veränderung zum Trotz! – noch hören konnte.

Weiter schritt die gespenstische Veränderung voran! Der Rest seines Körpers verging ebenso wie das Gesicht!

Nur das Skelett und die Kleidung blieben übrig. Dazu die Haare, die strähnig aus dem Schädelknochen wuchsen und struppig auf knochige Schultern herunterhingen. Die Kleider schlotterten um die Knochen.

Vico Valevsky war tot! Dennoch lebte er! Er war vom dämonischen Geist eines Uralten erfüllt!

Und jetzt hatten auch die anderen Rocker die höllische Flammensäule erreicht! Die Skelettpranken der anderen Uralten – zuckten gierig aus den Flammen heraus und packten sie…

***

Der Fettkloß machte eine weitschweifige Geste.

»Mein Reich; verfügen Sie darüber. Auch ohne Durchsuchungsbefehl.«

Mike Hunter ließ sich von der falschen Freundlichkeit in der Stimme Dr. Waynesdales nicht täuschen. Bedächtig schüttelte er den Kopf.

»Vorhin hatten Sie aber noch eine ganze Menge zu verbergen, Doc. Warum sonst diese Verzögerungstaktik am Tor?«

Dr. Waynesdale zuckte kaum merklich zusammen. »Ich sagte Ihnen doch gerade, daß Sie sich umsehen können, wo immer Sie wollen. Die Waynesdale Klinik steht Ihnen« – er betonte diese Worte spöttisch – »buchstäblich offen. Bitte. Genügt das nicht? Wollen Sie unbedingt, daß ich von Ihrer Impertinenz genug habe und Sie hinauswerfen lasse, Mr. Hunter? Es gibt noch immer Recht und Gesetz in diesem Land, ich muß mir Ihre Beleidigungen nicht anhören!«

Mike lächelte freudlos. Dann hob er beide Hände. »Okay, okay, Doc, reden wir Klartext. Ich weiß, daß Miß King und Mr. Heidenreich hier sind. Hier sein müssen. Ich selbst habe sie bis zum Tor ihrer Klinik begleitet und dann mit Mr. Brooster draußen gewartet. Dann haben wir gesehen, wie der Camaro, mit dem die beiden gekommen sind, weggefahren wurde. Von einem Ihrer Leute. Und jetzt sind wir hier,

und Sie behaupten ganz cool, von nichts zu wissen. So. Und jetzt sind Sie dran, Dr. Waynesdale.«

Mike Hunter starrte dem Fettkloß in die Augen. Sah, wie sich dort irgend etwas veränderte. Ein düsterer Schleier entstand.

Er hatte geblufft, einen Schuß ins Blaue abgefeuert – und jetzt würde sich zeigen, ob er trotzdem ins Schwarze traf.

Waynesdale erhob sich. Er ächzte. Die Speckschwarten, die wie ein dreifacher Ringwulst um seine Körpermitte lagen, gerieten in bedenkliche Bewegungen. Der ganze Riesenkörper schien außer Form zu geraten.

»Also gut, Mr. Hunter, Sie haben gewonnen«, sagte Waynesdale ganz ruhig.

Unnatürlich ruhig.

Sein Blick wurde stechender.

Mike spürte es, wollte seinen Blick von den Augen des Mannes losreißen, aber es gelang ihm nicht. Atemlos stellte er es fest.

Etwas geschah…

»Egal, ob Sie nun bluffen oder nicht«, sprach Waynesdale weiter.

»Sie sind ein ungemütlicher Zeitgenosse. Sie würden nie Ruhe geben. Ich kenne Typen Ihres Schlages. Deshalb zwingen Sie mich, zu handeln…«

Jim Brooster, der neben Mike Hunter stand, krächzte: »Doc, ich warne Sie…«

Die Stimme des Polizisten faserte auseinander. Mike packte es nicht, wie Waynesdale das schaffte.

Der Blick!

Dieser höllische Blick!

Wie zwei Feuerräder, deren grelle Flammenbündel auf ihn zurasten…

Waynesdales Wille krallte sich in Mike Hunters Gehirn, wühlte darin, veränderte die Erinnerung…

Mike bäumte sich auf. Beiläufig, weit entfernt, hörte er Jim Brooster stöhnen und zusammenbrechen. Ein dumpfer Laut. Lächerlich leise. Als wäre Brooster auf Watte gefallen.

Mike Hunter aber wehrte sich. Der Schwarze Keim, der ihm auf der Mikrowelt der Blutgötter, im Zentrum der Erde, eingeimpft worden war… [7] Der ihn zu einem Dämon hätte machen sollen … Der ihn zu einem Vasallen des Bösen hätte machen sollen … Jetzt half er ihm!

Der gigantische Wille Waynesdales glitt ab, wurde gestreut. Waynesdale grunzte. Mike bekam Luft. Das Grauen lähmte ihn schier. Er stieß nach. Sinnlos. Waynesdale war stärker. Der Blick seiner Augen drang scharf gebündelt auf ihn ein, hielt Mike Hunters Schädel so, daß er ihn ansehen mußte. Fraß sich in Mike Hunters Gehirn.

Durchpulste es. Ließ den Widerstand zerbröckeln, schwemmte ihn weg.

Mike schrie, aber das hörte er nicht einmal.

Ein irres Schreien.

Er ist ein Hypno! grellte es in Mikes Schädel. Viel zu mächtig! Viel zu mächtig… Ein Dämon? Ist er ein Dämon?

Gott, warum tut er das? Was für eine Rolle spielt er?

Und dann kamen die letzten Gedanken, die er bewußt formulieren konnte: Wo ist Damona? Was hat dieser Teufel mit ihr gemacht?

***

Später…

Die Kopfschmerzen zerrissen ihm schier die Stirn. Dumpfes Pochen; jeder Schlag lauter als der vorhergehende. Grelle Schmerzwogen fächerten aus.

Mike Hunter beugte sich in dem bequemen Ledersessel vor, griff vorsichtig nach dem halbgefüllten Whiskyglas, das auf dem niederen Tisch stand.

Dann lehnte er sich wieder zurück. Nachdenklich schwenkte er den Whisky und starrte darauf. Der Geruch stieg ihm in die Nase und verursachte Übelkeit.

Mike Hunter stellte das Glas wieder weg und erhob sich. Was ist passiert? fragte er sich. Nur um sich gleich darauf die beruhigende Antwort zu geben: Was wohl? Damona hat dich versetzt. Dir einen Korb gegeben. Du bist in deiner männlichen Eitelkeit gekränkt. Das ist passiert. Schluck es runter, alter Eisenfresser.

Mike tigerte in dem Appartement herum, in dem er sich gestern abend mit Damona King nach ihrer Ankunft in New York einquartiert hatte. Es war groß genug und gemütlich genug. In der Bar stand alles, was das Herz begehrte; vor allem dann, wenn man eine Menge Eifersucht hinunterspülen mußte.

Dabei hatte der Morgen so gut angefangen.

Mike Hunter zwang sich, sich daran zu erinnern. Das fiel ihm seltsamerweise schwer. Watte, dachte er. Ich hab’ Watte im Kopf. Shit!

Er versuchte es wieder. Vor dem großen Panoramafenster, das ihm einen herrlichen Ausblick über Manhattan gewährte, blieb er stehen; die Hände vergrub er in den Taschen der engen Jeans.

Damona und er waren im Central-Park Roller-Skates gefahren. Ein Wettrennen. Damona hatte gewonnen. Okay. Soweit, so gut. Dann hatten sie sich in dem Restaurant Tavernonthe-Green mit Josef Heidenreich getroffen. Josef war normalerweise Polizeiarzt bei der Kripo Wien. Sie kannten sich schon eine ganze Weile. Jetzt hatte er dienstlich hier in New York an einem Seminar teilgenommen und war auf die seltsamen Mordfälle gestoßen. Tote ohne Gesicht. Deshalb hatte er sie angerufen und gebeten, nach New York zu kommen. Okay, sie waren gekommen. Damit war die Sache gelaufen. Im Tavernonthe-

Green hatten sie sich darüber unterhalten. Er, Mike, hatte sich darüber aufgeregt, daß Damona das Roller-Skates-Wettrennen gewonnen hatte. Deshalb hatte es Knatsch gegeben. Damona hatte ihn kurzerhand sitzenlassen und war mit Josef Heidenreich abgezogen. Er hatte sich betrunken.

Hatte er sich betrunken?

Mike schüttelte den Kopf. Langsam, denn er wußte, daß ihm schnelle Bewegungen nicht bekamen. Ist das alles wahr? fragte eine leise, stark gedämpfte Stimme in ihm.

»Warum soll es nicht wahr sein, verflucht?« brummte er. »Ich habe mich wie ein ausgemachter Dummkopf benommen.«

Seine Kiefermuskeln zuckten. Er stützte die Hände auf die marmorne Fensterbank. Öffnen konnte man das Fenster nicht, denn das Appartement lag im zwölften Stock und hatte eine Klimaanlage.

Trotzdem fühlte sich Mike, als würde sein Hals in einem Schraubstock eingespannt sein.

»Zuviel gesoffen.«

Er starrte über Manhattans Glas-Beton-Antlitz. Fensterscheiben blitzten im Licht der untergehenden Sonne. Es war spät geworden.

Bald würde es dunkel sein.

So lange versumpft? fragte er sich.

Verdammt, irgendwie kam es ihm so vor, als fehlte in seiner Erinnerung ein wichtiges Stück. Ein entscheidend wichtiges Stück. Das gab's doch nicht. Sie hatten sich mit Josef in aller Frühe im Tavernonthe-Green getroffen. Dann der Krach. Er war durch die Kneipen gezogen. Stundenlang.

Stundenlang? Wieder diese Wisperstimme, die ihn so beunruhigte.

Mike Hunters Hände ballten sich zu Fäusten. Er richtete sich auf.

Irgend etwas an dem Anblick, der sich ihm bot, jagte ihm Angst ein.

Eine unbestimmte Angst.

Manhattan am Abend.

Autos Stoßstange an Stoßstange in den Straßen. Blechlawinen.

Menschen hasteten auf den Bürgersteigen. Ampeln, die monoton schalteten. Irgendwo Kinder, die in dieser automatisierten Welt der Erwachsenen zu kleinen Automaten erzogen wurden.

Hinter der Kulisse: Dealer machten ihre Geschäfte mit Jugendlichen, manchmal noch halben Kindern. Kaufhausdiebstähle. Alle paar Minuten irgendwo ein Mord. In einem Kellerloch. In einem feinen Appartement. Sogar auf offener Straße. Manhattan war eine Stadt der Gewalt.

Er mußte daran denken. Trotzdem, die Bedrohung, die er spürte, war von anderer Art.

»Die Toten – die Toten, die keine Gesichter mehr haben«, murmelte er vor sich hin. Ob sich Damona und Josef in diesem Augenblick um

diesen Fall kümmerten? Eigentlich logisch. Damona hatte ihrer Mutter Vanessa versprochen, das Böse zu bekämpfen. Egal, wo es auftrat und wie es auftrat. Daran erinnerte er sich ganz genau.

Warum diese Feststellung?

Er erinnerte sich doch an alles. Die Kopfschmerzen wurden wieder schlimmer, je ärgerlicher er nachbohrte. Er fühlte, daß da eine leere Stelle in seinem Gehirn war, ein weißer Fleck. Warum? Warum?

Warum?

Sekundenlang stand ein feistes Gesicht vor seinem inneren Auge.

Ein fettes Gesicht. Die Augen in tiefen Speckwülsten versunken.

Diese Augen…

Der Gedanke zerplatzte. Die Schädelschmerzen wurden schlimmer. Nie wieder Whisky, nahm sich Mike Hunter vor. Die Sonne versank als Glutball hinter der Skyline der Wolkenkratzer. Der Motorenlärm aus der Straßenschlucht drang nicht bis zu ihm herauf.

Die Fenster waren hundertprozentig isoliert. Die Sonnenstrahlen wurden blutigrot. Sie verzauberten die häßlichen Betontürme auf eigenartige Weise.

Im Osten kroch die Finsternis über den Himmel. Bedrohlich. Düster. Tödlich.

Mike starrte hin. Wirklich, diese Finsternis war bedrohlich. An den ausgefransten Rändern schimmerte sie dunkelviolett. Dann kamen sanftere Farbtöne: Lavendel, Orange, Blau. Es wurde Nacht.

Er war stundenlang in zahllosen Bars, an deren Namen er sich nicht mehr erinnern konnte, versumpft. Damona war mit Josef unterwegs. Und Josef sah verdammt gut aus; und er war kein so ein ausgemachter Dummkopf wie er.

Wolken zogen über den Himmel.

Die Dunkelheit überzog den Himmel immer schneller. Die Schatten wurden länger. Das blutrote Abendlicht der Sonne verglomm wie bei einer Zigarette, die, angeraucht, im Ascher liegenblieb.

Wieder dachte er an die gesichtslosen Toten.

Er mußte etwas tun. Er konnte nicht mehr in diesem Appartement bleiben und auf Damonas Rückkehr warten.

Er mußte etwas tun…

Mike riß sich herum, rannte durch das halbdunkle Zimmer. Die Kopfschmerzen brandeten hin und zurück, tosten gegen seine Stirn, hämmerten gegen die Rückseite seiner Augen, ließen ihn torkeln. Er kramte in der Reiseapotheke, die er in seinem Koffer hatte, nach Kopfschmerztabletten, fand das Röhrchen, starrte darauf, zögerte.

Er haßte diese Chemie-Bomben. Aber diesmal mußte er eine schlucken, wenn er überhaupt einen einzigen klaren Gedanken zusammenbringen wollte. Er schluckte die Tablette trocken hinunter. Das Röhrchen steckte er ein.

Dann schnallte er sich die Schulterhalfter mit der Luger um, nahm die Waffe heraus, überprüfte das Magazin. Voll. Die Silberkugeln schimmerten matt. Für einen winzigen Augenblick glaubte er, ihre Ausstrahlung fühlen zu können. Beruhigend. Wie Balsam. Er schloß die Augen. Die Kopfschmerzen klangen ab.

Mike Hunter rammte das Magazin zurück und steckte die Luger in die Halfter. Er warf sich die schwarze Lederjacke über die Schulter und verließ das Appartement.

Das Gefühl drohender Gefahr wurde mit jeder Sekunde, die verging, schlimmer. Er kam sich scheußlich dumm vor. Wie ein Mann, der kostbare Minuten, Sekunden verschenkt. Sekunden und Minuten, die über so viel entscheiden konnten.

Wieviel Zeit hatte er insgesamt verschenkt? Stunden… Warum diese Gedanken? Warum?

Vor dem Aufzug blieb er stehen. Der Flur war leer. Hier und da standen ein paar Topfpflanzen. Das Grün paßte gut zu der weichen Pastellfarbe der Wände und des Teppichbodens.

Mike drückte die Leuchttaste und holte den Lift herauf.

Etwas regte sich in ihm, tief in seinem Unterbewußtsein. Eine Ahnung, daß er einer verdammten Teufelei aufsaß. Daß etwas nicht so war, wie es sein sollte. Daß – verdammt, daß ein Teil seiner Erinnerung gefälscht war.

Gefälscht!

Da war dieser Gedanke wieder.

Er griff nach, wollte einhaken – und bekam nichts zu fassen außer Zweifeln, Unwohlsein, Unbehaglichkeit.

Plötzlich wußte er nur eines ganz sicher: Er mußte aus diesem Hotel raus! Hinaus in die Nacht, die sich wie ein schwarzes Leichentuch in die Straßenschluchten Manhattans heruntersenkte, als wollte es alles Leben unter sich begraben…

***

Frankie Bowens fieberte.

Er bekam nichts mehr richtig mit; das war für ihn auch besser so, denn das, was Bastarda und ihre Teufel mit ihm anstellten, das war mehr, als ein Mensch ertragen konnte. Er hatte einen ihrer Sammler-Dämonen getötet. Deshalb hatte sie ihm Rache geschworen. Tausend Tode sollte er sterben.

Sie hatte sich ihm in ihrer ganzen Schrecklichkeit gezeigt. War als wunderschöne, blondhaarige Frau in das Dreckloch gekommen, in dem er angekettet zu sich gekommen war. Dann hatte sie ihren Schädel um 180 Grad gedreht. Eine Skelettfratze hatte ihn angestarrt!

Bastarda! Die Dreimalgroße, die Teufelin, die Herrscherin der Nacht – die Dämonin mit den zwei Gesichtern!

Sie hatte sein Blut getrunken, bis er vor Schwäche nicht mehr richtig bei Verstand war.

Dann hatte sie ihn ihren Lieblingen überlassen. Den Ratten. Den kleinen, normalen Ratten.

Dann waren die Sammler-Dämonen gekommen und hatten ihm Teile seiner Seele gestohlen und Teile seines Gehirns. Er war ein Krüppel. Seelisch. Geistig. Körperlich. Nichts funktionierte mehr richtig.

Und jetzt hatten sie ihn aus seinem Kerker geholt. Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war. Eine Ewigkeit. Und in dieser Ewigkeit war er wirklich tausend Tode gestorben. Schrecklich hatte er gebüßt, daß er gewagt hatte, den Kampf mit dem Dämon aufzunehmen.

Und daß er diesen Kampf gewonnen hatte.

Seine Füße schleiften über den kalten, rauhen Steinboden. Ringsum Düsternis. Hier fühlten sie sich wohl. Frankie Bowens wurde von den beiden grausamen Dämonen unter den Achseln gehalten und mitgezerrt. Allein hätte er nicht gehen können. Er war zu schwach, außerdem konnte er seine Bewegungen nicht mehr richtig koordinieren.

Er ging einen langen, engen und niederen Gang entlang. Manchmal glaubte Frankie Bowens, ein Scharren und Schleifen hören zu können, als würden die Schultern der wuchtigen Sammler-Dämonen über die rauh verputzten Wände streifen.

Dann mündete der Gang in einen Treppenschacht, der in düstere, dunstige Tiefen hinunterführte. Eine schmale, steinerne Wendeltreppe ringelte sich in der Mitte des Schachtes abwärts. Kälte schlug aus der Tiefe herauf.

Die Dämonen machten sich an den Abstieg.

Frankie Bowens riß seine ganze Kraft zusammen und fragte: »Was… was habt ihr jetzt wieder mit mir vor, ihr Teufel? Erledigt mich endlich! Seid einmal in eurem verdammten Leben gnädig!«

»Sei still, Mensch!« sagte der eine grollend.

Und der andere grunzte: »Bastarda befiehlt, nur sie. Du stirbst tausend Tode. Du hast einen der unseren vernichtet. Gnade… Du hast keine Gnade verdient. Aber keine Sorge, bald wird es vorbei sein mit deinem armseligen Dasein.« Ein häßliches Lachen schloß sich diesen Worten an.

Frankie Bowens spürte, daß sein Herz schneller hämmerte; hin und wieder setzte der Herzschlag aus, dann raste er wieder irrsinnig schnell weiter. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren, dabei war es hier sibirisch kalt.

Frankie Bowens schloß die Augen und ließ sich einfach hängen.

Den Dämonen machte das nichts aus. Sie waren unheimlich stark, und er war für sie nichts als ein kleines Kind.

Sie waren groß, breit; ihre Körper und ihre Gesichter, die

normalerweise von einem schwarzen Schattenmantel getarnt wurden, waren hier unten in der Düsternis ungeschützt: Die Fratzen waren bleich, aufgedunsen, die Haut fleckig. Dort, wo bei einem Menschen die Nasenwurzel saß, hatten sie zwei Schlitzaugen, dicht beieinander. Eine Nase hatten diese Dämonen nicht. Auch keinen Mund. Sie verständigten sich – so vermutete Frankie Bowens – telepathisch miteinander und mit ihm. Jedenfalls konnte er jedes Wort, das sie ›sagten‹, verstehen.

Das Schrecklichste aber war dieser gefährlich lange, peitschenschnurähnliche Tentakel, der in einer tödlichen spitzen Hornspitze zulief und direkt unterhalb der grausigen Augen aus dem Schädel wuchs.

Damit saugten sie ihren Opfern die Seelen und die Gehirne aus dem Leib!

Allein der Gedanke daran verursachte ihm würgende Übelkeit. Er hatte Angst, fürchterliche Angst. Aber er zeigte sie ihnen nicht. Er war ein hartgesottener Bursche. Zusammen mit seiner Stella hatte er nachts betrunkenen Barbesuchern aufgelauert. Stella hatte sie an ein verschwiegenes Plätzchen gelockt; dort hatte er sich ihrer angenommen. Sie hatten ganz gut leben können von dem, was diese Beutezüge abwarfen. Bis Stella das Opfer eines Sammler-Dämons geworden war, und er eben diesen Dämon vernichtet hatte.

»Rühr dich nicht!«

Sie warfen ihn einfach zu Boden. Frankie Bowens schreckte aus seinen Gedanken auf. Er blieb liegen, wie sie es von ihm verlangten.

Die Dämonen schritten davon.

Stille.

Frankie Bowens fühlte sich unbehaglich. Er wartete eine Weile ab, rührte sich nicht, dann aber wälzte er sich herum.

Die Wendeltreppe, über die sie ihn hier heruntergebracht hatten, war nirgends zu sehen. Nur Düsternis überall. Seine Augen gewöhnten sich wieder daran, er konnte wieder Konturen erkennen.

Die Wände des Raumes. Die hohe Decke, die domartig gewölbt war.

Dann sah er die Gestalten!

Sie standen nur ein paar Yards von ihm entfernt, im Zentrum des domähnlichen Gewölbes.

Er kniff die Augen zusammen und starrte hin. Sie bewegten sich.

Geschmeidig, gleitend. Wie Raubtiere. Aber das waren doch menschliche Körper!

Frankie Bowens richtete sich auf. Sein Mund klaffte auf, Speichel tropfte über die Lippen, denn er konnte dies nicht mehr kontrollieren. Seine Augen rollten. Die Bilder verschwammen.

Aber er bekam immerhin noch mit, daß die Gestalten auf ihn zuschritten.

Schweigend. Drohend.

Leder knirschte. Harte Stiefelsohlen scharrten über den kalten Steinboden. Eine Eisenkette klirrte.

Frankie Bowens zitterte. Seine Hand, auf die er sich stützte, knickte ein, er krachte wieder auf den Boden. Er lachte irr.

»Sie holen mich! Sie holen mich!« zischelte er.

»Ganz recht!« knurrte eine kratzige Stimme.

Frankie Bowens richtete sich wieder auf, mühsamer diesmal. Die Gestalten umringten ihn. Fünf waren es. In schwarze Lederkluft gekleidet, die mit Nieten beschlagen war. Frankie ließ den Blick höher gleiten. Zu den Gesichtern hin. Rund. Groß. Sturzhelme! Diese – diese Kerle trugen Sturzhelme!

Da schob der, der offenbar der Anführer war, das Visier seines Helms hoch.

Frankie Bowens starrte in ein skelettiertes Gesicht. Haarbüschel hingen wirr auf den Seiten herunter. Einige Zähne saßen schief, nach vorn gewölbt, verliehen ihm das Grinsen eines Wolfs.

Die Kiefer bewegten sich.

Frankie Bowens konnte nichts mehr schocken. Er hatte so viel mitgemacht in diesem Schreckensreich Bastardas, seine Nerven waren buchstäblich abgestumpft.

Er starrte die Knochenfratze nur an.

Die rötlich leuchtenden Augen des Monsters, das einmal ein Mensch gewesen war, starrten zurück. Etwas Diabolisches, Hinterhältiges glitzerte zudem in dem Blick.

»Keine Angst?«

»Tötet mich endlich! Tut es, na los, ihr Feiglinge!« stieß Frankie Bowens aus.

»Warte, warte, nicht so schnell«, sagte der Höllenrocker. »Du sollst es genießen, hat Bastarda befohlen. Sie hat mich, Vico Valevsky zu ihrem Vollstrecker gemacht. Und die hier« – er machte eine harte Geste zu den anderen vier in schwarzes Leder gekleidete Höllenrockern hin – »die werden mir dabei assistieren.«

»Ihr könnt mir keine Angst mehr einjagen!« Verächtlich schrie Frankie Bowens dies. Wieder knickte der Arm unter seinem Gewicht weg, so daß er wieder hinschlug. Schwer atmend blieb er liegen.

Starrte die hohen Stiefel der Rocker an. Sah die Kette, die einer spielerisch immer wieder gegen sein Bein schlagen ließ.

»Öffnet das Tor!« sagte der Höllenrocker Vico Valevsky. »Er soll unsere Lieblinge kennenlernen!«

Frankie Bowens' Atem raste. In seinem Schädel hämmerte es dumpf. Das Ende kam, er spürte es. Und noch etwas spürte er. Daß dies hier – seine Hinrichtung – eine Art Generalprobe war.

Zitternd bewegten sich Frankie Bowens' Lippen. Schon einmal hatte

er ein Gebet sprechen wollen, aber er hatte sich an keines erinnern können. Jetzt fielen ihm die Worte wie von selbst ein. Er rasselte sie herunter, denn er wußte, daß nicht mehr viel Zeit blieb.

Er hörte ein häßliches Zischeln. Dann ein Fiepen. Wie von einer Ratte. Aber eine Ratte konnte unmöglich so laut fiepen… Etwas scharrte über den Steinboden. Ein schuppiger, geschmeidiger Leib.

Dann staksende Geräusche. Tacktacktack.

Die Höllenrocker lachten. »Willst du nicht sehen, wer dich besuchen kommt, Alter?«

Frankie Bowens hob seinen Schädel. Wie irr pendelte er hin und her.

Schatten.

Ein kreisrundes Tor klaffte in einer der Wände. Die Schwärze, die darin waberte, war schwärzer als jedes irdische Schwarz. Und kalt.

Und – böse! Ja, böse.

Die Geräusche, die er hörte, kamen aus dieser Richtung. Ein Tunnel, dachte Frankie Bowens. Es muß ein Tunnel sein. – Ein Tunnel – wohin?

Der Anführer der Höllenrocker, der ihn gespannt beobachtet hatte, schien seine Gedanken lesen zu können. »Es ist das Tor zu den sieben Vorhöfen der Hölle, Bowens. Das Tor, durch das Bastardas Bestien ins Diesseits kommen, wenn wir sie rufen. Sie gehorchen Bastarda, denn sie hat sie hereingelockt und gefüttert, während Satan, der Kaiser des Bösen, sie anscheinend vergessen hat. Und wir sind Bastardas Unterführer, wir leiten diesen Feldzug gegen die Menschen, deshalb gehorchen die Bestien jetzt auch uns…«

Die unheimlichen Geräusche kamen näher.

Frankie Bowens schüttelte den Kopf. »Nein!« hauchte er. »Stella… Deshalb mußte sie also sterben …«

»Ganz recht. Du hast’s erfaßt. Und jetzt bist du dran!«

Ein anderer Höllenrocker sagte: »So hast du’s ja gewollt!«

»Ihr Teufel!« schrie Frankie Bowens.

Sie lachten nur.

»Wir sind Diener Bastardas! Während wir hier für sie dieses Unternehmen leiten, kann sie sich bereits wieder anderen Teufeleien widmen… Jedes Menschenleben, das durch uns und die Horror-Bestien vernichtet wird, mehrt Bastardas Macht und die Macht der Blutgötter!«

»So soll es sein!« geiferten die anderen Höllenrocker im Chor.

Frankie Bowens kam es so vor, als würde sein Gehirn mitten durchgeschlagen. Die irren, gellen, sich überschlagenden Stimmen der Höllenrocker mischten sich zu einer wirren Dissonanz.

Und in diesen Lärm, den sie veranstalteten, erklangen die Geräusche der näher kriechenden Bestien.

»Kommt, kommt!« schrien die Rocker lockend.

Und sie kamen!
Die ersten Schatten tauchten in dem Tor auf. Von irgendwoher aus der Tiefe waberte blutigrotes Licht und übergoß sie von hinten her mit einem grausigen Schimmer. Der Höllenschlund…
Frankie Bowens starrte wie hypnotisiert hin.
Die Rocker wichen zurück, aber noch immer riefen sie die Bestien aus den Vorhöfen der Hölle. »Kommt, kommt herbei. Die Zeit ist reif! Es ist Nacht geworden auf dieser Welt… Kommt! Holt euch eure Beute! Dient eurer Herrin!«
Frankie Bowens' Finger krallten sich förmlich in die Steine, Fingernägel brachen, Blut quoll heraus. Er merkte es nicht.
Die Bestien kamen!
Das rote Höllenlicht leuchtete stärker. Lange Schatten warfen die Horror-Bestien vor sich her. Schatten, die näher kamen. Große Augen schimmerten kalt, unbarmherzig. Hechelnder Raubtieratem war zu hören. Knurren. Fiepen, Zischeln.
Sie ließen sich Zeit.
Aber sie kamen unaufhaltsam!
Ratten – riesige Ratten, deren Barthaare aufgeregt zitterten, deren feuchte Schnauzen witternd die Luft einsogen. Kalte, schwarze Knopfaugen starrten zu ihm her. Grausige Gebisse wurden gebleckt!
Spinnen – noch größer als die Ratten! Tacktacktack! Ihre dürren Beine bewegten sich rasend schnell. Die Fühler strecken sich aus.
Schlangen! Gleitend wanden sie sich heran. Ihre Leiber scharrten über den Boden!
Und weiter im Hintergrund, noch im Tunnel, der in die sieben Vorhöfe der Hölle führte, sah er weitere Horror-Bestien! Geier! Adler! Einen ganzen Schwarm faustgroßer Fliegen! Das Surren und Summen war fürchterlich!
»Für den Anfang reichen die Ratten!« zischte der Anführer der Höllenrocker. »Uhara ila ceraplanaar!« fügte er in der Dämonenbefehlssprache hinzu.
Die Bestien gehorchten umgehend! Wie eine Mauer des Grauens verharrten sie in dem Tunnel, der ins Diesseits führte, obwohl ihre Gier nach menschlichem Leben irrsinnig groß sein mußte!
Frankie Bowens konnte sie körperlich spüren!
Seine Nackenhärchen richteten sich auf. Er hatte das Gefühl, in Eiswasser getaucht zu werden. Immer wieder. Immer länger.
Er packte es nicht mehr länger. Schreiend warf er sich herum, auf den Bauch, und zog sich über den Boden weg. Kroch davon. Und hinter sich hörte er das näher kommende Fiepen der Riesenratten.
Ihr Hecheln. Spürte den stinkenden Moderatem. Die beißenden, raubtierhaften Ausdünstungen ihrer Körper, die mit einem struppigen Fell überzogen waren.

Die Rocker lachten begeistert, denn für sie war dies ein grandioses Schauspiel! Und sie stachelten die Ratten noch an!

»Packt ihn euch, ihr Lieblinge Bastardas! Packt ihn euch! Er ist nämlich eure Vorspeise!«

Für Frankie Bowens vergingen die Stimmen der Höllenrocker in einem Geräuschchaos, das von überallher widerhallte. Die Ratten stürzten sich auf ihn. Und begruben ihn unter sich! Die Stimmen hallten, verzerrten sich, wurden leiser, waren verschwunden. Nur die Rattert existierten noch. Sie kreischten und fiepten und jaulten.

Sie gebärdeten sich wie toll.

Frankie Bowens hatte keine Chance…

***

Starr lag Damona King auf dem weißbezogenen Krankenbett.

Sie war nicht gefesselt; trotzdem konnte sie keinen Muskel bewegen, denn so hatte es ihr Waynesdale, dieser Teufel, einsuggeriert.

»*Du bist ein toter Gegenstand. Du kannst dich nicht mehr bewegen. Nur dein Herz schlägt noch. Dein Atem funktioniert. Und dein Gehirn…*«

Er hatte sie hypnotisiert. Er war ein Hypo. War er auch ein Dämon?

Ihre Augen schmerzten höllisch; schlimmer hätten diese Schmerzen auch dann nicht sein können, wenn ihr jemand Salz in die Augen gestreut hätte. Grausam! Sie konnte die Lider nicht schließen!

Seit sie aus der Ohnmacht aufgewacht war, mußte sie gegen die Decke über sich starren, und das Brennen der Pupillen wurde immer schlimmer!

Damona King hatte versucht, sich selbst in eine Trance zu wiegen, in eine Art Dämmerzustand hinüberzugleiten, doch das war ihr nur immer wieder für kurze Zeit gelungen. Waynesdales Suggerierung hatte sich *immer* wieder als stärker erwiesen und sie zurückgeholt.

Auch mit Zaubersprüchen hatte es Damona King versucht, denn nach dem Abenteuer mit dem wahnsinnigen Dämon Ghulghanaar [8] hatte sie sich mit Feuereifer in das Studium der geheimen Hexenbücher gestürzt, die ihre Mutter Vanessa ihr hinterlassen hatte. Hauptsächlich auch deshalb, weil sie erkannt hatte, daß sie auf den Hexenstein und ihre Hexenfähigkeiten nur sehr bedingt vertrauen konnte.

Sie hatte das Hexenwissen sehr schnell aufgenommen; so, als rekapituliere sie alles nur.

Aber in dieser Situation nützte es ihr nichts.

Shit auch! Damona King lauschte in sich hinein. Aber die Para-Stimme des Hexenherzens schwieg.

Wieviel Zeit mochte vergangen sein? Minuten? Stunden? Eher Stunden, nahm sie an. Und was geschah draußen… Griffen die Horror-Bestien bereits an? War es Waynesdales Aufgabe, sie hier außer Gefecht zu setzen? War alles geplant gewesen?

Sie wußte es nicht; aber sie wollte es auch nicht so recht glauben.

Wenn Waynesdale zu den Dämonen gehören würde, dann hätte er sie schon längst beseitigt. Sie stand auf der Abschußliste der Schwarzblütler ganz obenan.

Was war mit Josef Heidenreich passiert? Und mit Claire Palmer und Thomas Warner? – Und wo war Mike Hunter? Vielleicht war er hier, in Waynesdales Klinik, gewesen und hatte nach ihr gefragt.

Und war von Waynesdale kaltlächelnd abgewiesen worden.

Allerdings ließ Mike Hunter nicht so schnell locker. Er war verdammt hartnäckig.

Trotzdem. Es änderte nichts an der Tatsache, daß sie hier brettsteif lag und auf diese verdammte Decke starrte.

Während sich draußen das Unheil zusammenbraute!

Bastardas Bestien und die Höllenrocker warteten mit ihren Angriffen wahrscheinlich nicht mehr allzu lange. Vielleicht war es schon dunkel… Dann würden sie aus ihren Löchern kriechen …

Waynesdale! dachte Damona. Wenn ich mich wieder bewegen kann, dann trete ich dir in deinen fetten Hintern!

Irgendwie half ihr das.

Sie ärgerte sich darüber, daß sie sich von diesem Fettkloß so hatte auf Eis legen lassen. Er hatte sie wie ein kleines Kind überrumpelt; alles, was er von ihr hatte wissen wollen, hatte sie ihm brav erzählt.

Von der Bedrohung durch die Horror-Bestien, von Thomas Warner, der diese Bedrohung auf den Wänden seiner Zelle sah… Von ihrem Kampf gegen das Böse aus dem Schattenreich.

Dann hatte er sie in Bewußtlosigkeit versinken lassen. Wie lange?

Sie konnte es nicht sagen. Irgendwann war sie wieder erwacht, als sie in diesen Raum transportiert wurde. Waynesdale höchstpersönlich hatte das überwacht. Und dann hatte er ihr die Bewegungslosigkeit einsuggeriert. Da war er ziemlich nervös gewesen. Alles war ziemlich gehetzt über die Bühne gegangen, so, als habe er unter Zeitdruck gehandelt. War da Mike Hunter in die Klinik gekommen?

Aber Waynesdales Hypnose war trotz der Hast, in der sie vorgenommen worden war, ungeheuer mächtig.

Und die Zeit verging…

Damonas Gedanken wirbelten. Sie fühlte sich, als würde sie unter Strom stehen. Innerlich verbrennen. Zu einer neuen Hülle werden.

Das Grauen…

Fühlte sie es? Fühlte sie, wie es seine Krallen wetzte und sich bereit machte, zuzuschlagen?

Und sie lag hier!

Da erklang plötzlich die frostige Stimme: »*Hör auf, dich selbst zu bemitleiden! Hör auf damit!*«

In ihrem Kopf!

Das Hexenherz!

***

Damona King ignorierte das Dröhnen, das mit der beherrschten, kühlen Gedankenstimme in ihren Schädel sickerte. Etwas pulsierte in ihrer Brust. In dem Tal zwischen ihren Brüsten.

Das Hexenherz!

Damona King konzentrierte sich. Sie schloß die Augen. Fühlte das Pulsieren, das sie durchrieselte. Wie ein gewaltig verstärkter Herzschlag. Farben loderten vor ihren geschlossenen Augenlidern. Helle Farben. Freundliche Farben. Etwas zersprang mit einem hellen, peitschenden Ton.

Sie glaubte, einen Wasserstrudel zu sehen, ganz kurz nur, dann war die Vision verschwunden. Der Baum bröckelte ab.

Aber es dauerte seine Zeit.

Momentan war sie in einem Zustand, in dem die Zeit wie rasend zu vergehen schien. Sekunden… Aber es waren Stunden. Wind kam auf. In ihrem Schädel. Heulend und jaulend brodelte er in ihr.

Immer wilder. Säuselnd fegte er um die Barriere, die Waynesdale in ihr aufgerichtet hatte.

Risse zeigten sich in der gläsern wirkenden Wand. Risse, die sich verästelten. Haarfein. Immer schneller. Immer länger wurden sie.

Damona King stieß nach. Sie handelte instinktiv, stieß mit Kräften zu, die sie momentan nicht begriff, über die sie jedoch verfügen konnte. Ihren Hexenfähigkeiten von einst? Nein. Das hier war etwas anderes. Etwas ganz anderes. Ihr Herz und das Hexenherz hämmerten im Gleichklang. Kraft durchrieselte sie. Blähte sich auf. Grellgelbe Farbbündel vor den Lidern. Das Dröhnen in ihrem Kopf wurde schlimmer. Der Orkan jaulte und tobte.

Sie begann zu zittern.

Ihre Augen flatterten. Jetzt erst begriff sie, daß sie sie schon seit einigen Sekunden/Minuten bewegen konnte!

Sie zwang sie wieder zu, denn sie wollte die verdammte weißgetünchte Zimmerdecke nicht sehen.

Nur die gläserne Barriere in ihr.

Im gleichen Augenblick witterte sie Waynesdale. Er kam. Er war draußen, auf dem Flur; aber er war unterwegs zu ihr! Sie wußte es!

Sie konnte seine Schritte hören. In ihrem Geist.

Gespenstisch.

Dann ging die Tür auf. Waynesdale trat ein. Damona King hatte sich unter Kontrolle. Das Zittern war weg, ihre Augen wieder geöffnet und starr auf die Decke gerichtet.

Die gläserne Barriere in ihr hatte Risse, aber sie stand noch immer.

Waynesdale kicherte, als er sich über sie beugte. »Nun, meine kleine

Wildkatze? Gezähmt?« Sein Atem wischte über ihr Gesicht. Damona King nahm sich zusammen. Sie durfte sich nicht verraten, sonst setzte er wieder seinen furchtbaren Blick ein!

»Leider wurde ich bis jetzt aufgehalten. Ich mußte deinen Freund beseitigen, diesen Mike Hunter. Und noch einen Kerl. Jim Brooster…« Er richtete sich wieder auf, strich sich über den wulstig vorragenden Bauch. »Unausstehliche Kerle.«

Etwas in Damona King gefror.

»Jetzt aber zu dir, mein Schätzchen. Ich werde dir eine neue Erinnerung verpassen, und dann darfst du gehen. Das ist die besondere Behandlung, die ich dir angedeutet habe. Du wirst fortan eine wirkliche Hexe sein. Den Schwur, den du deiner Mutter gegeben hast, wirst du vergessen. Du wirst eine Hexe sein, eine schwarze Hexe.«

Er beugte sich wieder vor. Damona sah seinen massigen, fleischigen Schädel über sich in ihrem Gesichtsfeld auftauchen. Die Augen weiteten sich. Die Iris schien zu pulsieren.

Damona King wartete nicht mehr länger!

Die Präsenz des Hexenkreuzes war da, unterstützte den rein geistigen Hieb, den sie gegen die gläserne Barriere in ihrem Schädel führte! Die Barriere zersplitterte mit einem wilden Krachen, Scherben wirbelten davon.

Gleichzeitig rammte Damona ihre rechte Faust hoch. Die Haut prickelte, die Muskeln gehorchten kaum dem Befehlsimpuls des Gehirns. Trotzdem war der Schlag noch so schnell geführt, daß Waynesdale total überrascht wurde.

Damonas Faust saß im Ziel!

Waynesdale gurgelte und kippte nach hinten. Damona fuhr hoch wie ein Kastenteufel, murmelte einen Zauberspruch, der sie für wenige Minuten kräftigte, ihren Kreislauf stabilisierte, ihr die nötige Kraft gab, Waynesdale zu erledigen!

Die Formel wirkte!

Aber Damona King hatte keine Zeit, sich darüber groß zu freuen.

Waynesdale war weiß Gott kein einfacher Gegner. Er war zu Boden geklatscht, aber jetzt richtete er sich mit der Schnelligkeit eines Wiesels wieder auf. Nie hätte ihm das Damona zugetraut. »Warte, du…« keuchte er.

Sie wartete nicht, sondern riß ihren rechten Fuß hoch. Die Spitze des Jogging-Schuhes traf Waynesdale voll.

Sein Gesicht lief schlagartig grau an. Er stieß einen verzweifelten Kiekser aus, sackte in die Knie und hielt die höllisch schmerzende Stelle.

Damona aber war bei ihm, riß ihm die rechte Hand in einem Judo-Griff auf den Rücken, so daß sich der massige Bursche nicht mehr

bewegen konnte. Er wimmerte. Tränen kullerten über die fetten Wabbelwangen. Es sah widerlich aus. Das ganze Gesicht hatte sich verfärbt.

»Nicht! Tu mir nichts… Ich …«

»Was hast du mit Mike Hunter gemacht? Und mit diesem Jim Brooster?«

Waynesdale sagte es ihr. Seine Stimme klang weinerlich. Plötzlich schien ihn sein ganzer großartiger Mut verlassen zu haben, denn Damona King hatte ihn offenbar geschockt, weil sie aus seiner Hypnose entkommen war.

»Eine falsche Erinnerung… Wirklich. Mehr nicht. Dann habe ich Hunter und Brooster gehen lassen. Ich wollte Zeit gewinnen.«

»Wofür?«

»Um dich – äh… Sie auch mit einer neuen Erinnerung zu versehen. Ihr solltet mir nicht mein Geschäft ruinieren! Der gute Ruf meiner Klinik …«

»Und das alles, obwohl du von mir doch erfahren hast, was für eine Gefahr durch Bastardas Bestien droht?« Damonas Stimme war voller Ekel.

»Sie werden sich schon andere holen, nicht gerade mich«, wimmerte Waynesdale. »Darauf hoffte ich. Ich wollte mich im Keller meiner Klinik verbarrikadieren. Da habe ich einen atombombensicheren Bunker einrichten lassen…«

Der Fettkloß hob seinen Kopf.

»Versuch es nicht!« warnte Damona. Sie hütete sich, Waynesdale in die Augen zu sehen.

Doch der Mann war gefährlich wie eine Viper! Er schnellte plötzlich herum, warf sich mit seinem Körpergewicht gegen sie. Damona wurde zurückgeschleudert. Sie fiel gegen die Wand. Ihre Reaktionen aber blieben durch die Zauberformel erhalten. Der Schmerz, der ihren Schädel durchlohte, als er gegen die Wand schlug, war hart, aber erträglich. Irgendwie gedämpft.

Dann kam Waynesdale.

Wie ein Elefantenbulle stapfte er heran. Die Schöße seines weißen Arztkittels flatterten.

Damona wollte sich aufrappeln. Seinem Ansturm irgendwie begegnen. Auch ohne Para-Kräfte hatte sie einiges zu bieten. Karate, zum Beispiel. Ihre Luger war jedoch nicht in der Halfter. Die hatte Waynesdale ihr abgenommen. Er schlug zu.

Sie wich aus, ließ ihn das Loch in die Luft dreschen und konterte.

Ein harter Hieb gegen seinen Hals, den er jedoch gar nicht zu spüren schien. Er packte sie, stieß ein triumphierendes Grunzen aus. Schon kam seine rechte Pranke hoch, wollte sie wieder paralysieren…

Damona wand sich in dem Griff. Sie biß, kratzte, schlug um sich.

Waynesdale hatte plötzlich das Gefühl, eine Furie in den Händen zu halten. Sie schlug seine Pranke weg. Sein Gesicht lockerte sich. Wieder traf sie seinen schwammigen Leib. Er zuckte zusammen.

Krümmte sich. Stieß einen Fluch aus.

Dann hatte er sie wieder fest im Griff, riß ihr Gesicht herum, starrte sie an. Sein hypnotischer Blick fraß sich in den ihren.

Damona stieß die Luft aus.

Das war der Augenblick, in dem das Hexenherz aktiv wurde…

***

Sandy Kaluta schnupperte.

Es roch nach Regen. Aber das war nach der Schwüle dieses Tages zu erwarten gewesen. Fast freute sie sich darauf. Dann würden auch ihre Kopfschmerzen wie weggeblasen sein. Der Regen brachte Frische und spülte den Mief aus den Straßenschluchten. Wenigstens für diese Nacht. Morgen würde dann alles wieder von vorn beginnen, so wie es immer war.

Sandy Kaluta stöckelte die Straße entlang. Die Dunkelheit machte ihr ein bißchen angst, aber da waren ja genügend Peitschenlaternen, so daß sie genügend sah.

Ein paar Autos fuhren vorbei. Auf den Bürgersteigen war niemand mehr unterwegs. Es war spät geworden. Sie hatte noch fünf Briefe für ihren Chef abgetippt, und der letzte war immerhin fünf Seiten lang gewesen. Ausgerechnet auf der letzten Seite hatte sie sich so dumm vertippt, daß sie sie noch einmal einspannen und neu tippen mußte.

Sandy Kaluta schwang ihr kleines modisches Ledertäschchen und war trotzdem froh. Die Überstunden wurden ihr fürstlich honoriert, da ließ sich der gute alte Mr. Barnholm nicht lumpen.

Im Gegenzug nahm sie die Kopfschmerzen in Kauf, die ihr Dasein als Sekretärin mit sich brachte.

Die ersten Tropfen wehten vom Himmel. Vom Hudson-River her wehten kalte Windstöße. Es roch nach feuchtem Staub. Irgendwo vor ihr wischte raschelnd zusammengeknülltes Papier über den Bürgersteig.

In der Ferne rumorte ein einsamer Automotor, dann verklang auch dieses Geräusch.

Plötzlich schien die Riesenstadt die Luft anzuhalten.

Die Ruhe vor dem Gewitter, dachte Sandy Kaluta und bog in die Emshurst Lane ein, in der sie mit ihrem Freund Joe Kaluta, zwei Katzen und einem Wellensittich wohnte.

Die Straße war stockdunkel. Keine einzige Laterne brannte. Sie stöckelte an eine heran, und sah, daß sie mit einem Stein eingeworfen worden war. Dabei war das hier eigentlich keine verrufene Gegend, wie drüben in Queens, in den Slums. Oder gar in Harlem.

Hier gab es keine Rowdy-Cliquen, die mit Steinen um sich warfen.

Trotzdem waren die Laternen zertrümmert.

Sandy Kaluta blieb nicht mehr länger stehen, sondern sah zu, daß sie weiterkam. Sie war immer froh gewesen, hier zu wohnen, denn das Versicherungsbüro, in dem sie arbeitete, lag quasi nur um die Ecke, und so konnte sie zu Fuß zur Arbeit gehen. Ein Riesenvorteil in dieser Stadt. Andererseits sollte man abends nicht mehr allein unterwegs sein. Erst recht nicht, wenn man eine Frau war und jung und hübsch wie sie.

Auch in den sogenannten besseren Wohnvierteln konnten Gangster lauern. Manhattan war ein heißes Pflaster, was das anbetraf. Und deshalb steigerte sich Sandy Kalutas Angst.

Einsam hallten ihre hastigen Schritte von den Häuserfronten wider. Hohe Wohntürme aus Beton und Glas, wie fast überall hier in der City. Die wenigen Häuser-Inseln, die noch von normalen zweioder dreistöckigen Gebäuden gebildet wurden, wurden immer seltener, denn Platz war kostbar in dieser Stadt. Also ging man buchstäblich in die Luft.

Sandy Kaluta versuchte ihre flatternden Nerven mit diesen Gedanken zu beruhigen.

Es nützte nichts.

Und dann hörte sie den Motorenlärm! Schrill heulten die Motoren auf, denn sie wurden wild und ungestüm hochgedreht. Gelächter flog durch die Finsternis. Der Himmel hatte sich violettschwarz verfärbt. Die Regentropfen fielen immer dichter. Wortfetzen wehten heran. Ketten klirrten.

Ein Pulk Motorradfahrer brauste heran. Die Lichtfinger der schweren Maschinen stachen durch die Nacht.

Sandy Kaluta begann zu laufen.

Ihre Angst hatte jetzt eine sehr reale Nahrung gefunden. Jetzt war sie nicht mehr auf ein Gefühl angewiesen. Motorradtypen waren ihr noch nie geheuer gewesen.

Und dazu in noch in der Dunkelheit…

Das Getöse näherte sich ihr. Von vorn.

Die Lichter blendeten sie. Sie riß ihre Hand hoch, um ihre Augen zu überschatten. Es nützte nichts. Sie blinzelte. Schimpfte. »Angeber! Verflixte Angeber!«

Aber das hörten die Motorradfahrer nicht. Sie hielten auf sie zu.

Einer stieß einen schrillen Schrei aus, fuhr auf den Bürgersteig und raste heran.

Sandy Kaluta starrte ihm entgegen und warf sich dann herum, als sie sah, daß er nicht halten würde. Sie rannte auf die Straße hinunter.

Aber da waren die anderen heran! Sie umringten sie! Noch immer drehten sie die Maschinen hoch, daß es sich wie das Jaulen und

Röhren ungeheurer Bestien anhörte. Lachend fuhren sie um Sandy Kaluta herum.

Schattenhafte Gestalten. Ketten klirrten, wurden über den behelmten Köpfen geschwungen!

Sandy Kaluta blieb stehen; sie sah ein, daß Weglaufen keinen Sinn hatte. Aber vor diesen Burschen würde sie auch keine Angst zeigen!

Sie starrte hin. Die Lichtfinger sorgten für eine diffuse Helligkeit.

Und da sah sie die Knochenfratzen unter den Helmen!

Die rotglühenden, unheimlichen Augen!

»Nein!« schrie sie voller Panik. »Nein!«

Sie wollte davonlaufen, aber da war der Anführer der Meute heran, er rempelte sie an, so daß sie stürzte. Sie schlug auf den Asphalt.

Ihr goldgelbes Kleid zerriß. Sie wimmerte, keuchte, kam wieder hoch. Die langen, rotbraunen Haare fielen strähnig in ihr Gesicht.

Die Höllenrocker umringten sie.

Der Anführer starrte sie mit seinen fürchterlichen Augen an. Dann gab er das Zeichen!

Die Höllenrocker griffen an!

***

Der Fettkloß stieß einen grellen Entsetzensschrei aus!

»Nein! Nicht!« kreischte er. Seine fleischigen Pranken ließen Damona King los, als hätte er sie sich verbrannt. Er zuckte zurück, taumelte, hielt sich im letzten Augenblick aufrecht.

Aber noch immer starrte er sie an! Noch immer wollte er ihr seinen Willen aufzwingen!

Das wurde ihm zum Verhängnis!

Es gab einen Ruck, Damona glaubte, in zwei Hälften zerrissen zu werden. Sie erwiderte Waynesdales Blick. Reflektierte seinen Blick!

Er schrie wieder. Seine Augen rollten wie Billardbälle. Sein konzentrierter Blick faserte auseinander.

Damonas Hexenherz pulsierte.

Damona King war zu einer Gefangenen im eigenen Körper geworden! Sie starrte durch die Augenhöhlen gefühllos auf eine Szenerie, die sie nicht begriff, und auf die sie keinen Einfluß hatte!

Das Hexenherz hatte das Handeln übernommen!

Beherrschte sie!

Waynesdales Augen waren plötzlich vom Grauen gezeichnet. Er begriff, daß er Damona King nicht mehr besiegen konnte! Seine Augen überzogen sich mit einem blutroten Schleier! Dann…

Dann wurden sie schwarz!

Waynesdale schrie wie am Spieß. Seine Hände preßten sich auf die Augen. Er brach zusammen. Wälzte sich auf dem Boden.

»Ich – ich kann nichts mehr sehen!« kreischte er. »Ich – O Gott, alles

ist schwarz! Schwarz!« Sein Kreischen wurde zu einem Wimmern.

Damona King bewegte sich auf ihn zu, weil das Hexenherz es so wollte. Wie durch Watte. Sie stieß ihre Hände vor. Packte den fetten Hals. Drückte zu. Waynesdale schlug um sich. Traf sie auch, aber sie fühlte es nicht.

Das Hexenherz sandte den eiskalten Befehlsimpuls aus: »*Töte ihn! Er wollte uns vernichten! VERNICHTE JETZT DU IHN!*«

Aber dagegen wehrte sich Damona King! Sie blockierte den Killer-Impuls. Riß ihre Hände zurück. Lehnte sich gegen den Willen des Hexenherzens auf, und diesmal fiel es ihr auch überraschend leicht, den Einfluß zurückzudrängen.

Ihre Hände fielen schlaff herunter. Waynesdale wimmerte schwach.

Damona starrte auf ihn nieder.

»Haben Sie mir vorhin die Wahrheit gesagt?«

Keuchend hob er sein Gesicht. Die schwarzen Augen sahen schrecklich aus. »Wegen diesem Hunter, und dem anderen?«

»Ja?«

»Ich habe sie nach Hause geschickt, wie ich es Ihnen gesagt habe. Alles war wahr. Ich – ich wollte nicht töten…«

»Sie wollten nur weiterhin ihren Reibach mit den unglücklichen Menschen machen, die Ihnen anvertraut wurden?« Lauernd schoß Damona diese Frage ab.

Er nickte, schlug die Hände vor das Gesicht. Ein gebrochener Mann. Von ihm drohte keine Gefahr mehr.

»Und Thomas Warner? Sie sprachen davon, daß Ihre Freunde Sie darauf vorbereitet hätten, daß Sie seinetwegen Ärger bekommen würden. Weil er ein wichtiger Faktor sei. Was hat das zu bedeuten?«

Waynesdale würgte. Schüttelte den Kopf. »Seine Eltern brachten ihn her. Sie sagten das zu mir. Ich sollte ihn von der Außenwelt fernhalten. Weil er – weil er doch diese – diese Dinge sehen kann. Zuerst habe ich es nicht geglaubt. Aber seine Eltern haben mir gedroht. Sie würden mich töten, wenn ich Thomas nicht auf Eis lege. Das sagten sie.«

»Wer sind seine Eltern?«

»Ich weiß es nicht! Wirklich nicht! Ich weiß nur, daß sie – unheimlich sind – waren«, verbesserte er sich. »Ich habe sie schon seit Monaten nicht mehr gesehen. Manchmal – manchmal war ich nahe daran, zu glauben, daß sie – daß sie keine Menschen sind!«

Er schluchzte, betastete die blinden, schwarzen Augen.

»Mehr weiß ich wirklich nicht!« schrie er dann verzweifelt.

»Das reicht auch vorerst«, sagte Damona hart. Sie zerrte an Waynesdales rechter Hand. »Hoch mit Ihnen. Wir werden jetzt zu Thomas und den anderen gehen. Sie haben ihnen doch nichts getan, oder?«

»Nein. Ich wollte mich erst um Sie kümmern, und dann erst um Ihren Begleiter und Claire Palmer. Thomas wollte ich in der Gummizelle lassen.«

Damona trieb den Kloß vor sich her. »Wer hält sich in der Klinik auf?« wollte sie wissen, als sie aus der Tür in den langen Korridor hinaustraten, der sich leer nach beiden Seiten erstreckte.

»Nur die Pfleger von der Nachtschicht.«

»Dann ist es also schon – dunkel?«

»Ja«, sagte Waynesdale. »Ja, es ist Nacht.«

»Guter Gott!« hauchte Damona, und hoffte, daß noch nicht alles zu spät war…

***

Mike Hunter begegnete nur ein paar Nachtschwärmern.

Es war eine windige Nacht. Regen kündigte sich an. Der Himmel überzog sich mit schwarzvioletten Schleiern. Es wurde dunkel.

Mike lief kreuz und quer durch die Straßen der großen Stadt. Er wußte nicht mehr, wie lange er schon unterwegs war. Irgendwann sah er die Cola-Dose da liegen. Er kickte sie weg. Scheppernd kullerte sie davon.

Erste Regentropfen fächerten herunter. Sie tropften auf sein Gesicht. Er merkte es kaum, denn seine Gedanken waren weit, weit weg. Bei Damona. Bei den Toten, denen man das Gesicht und die Seelen gestohlen hatte. Bei den Bestien, die irgendwann ins Diesseits kommen und angreifen sollten.

Wann? – Heute nacht?

Mike Hunter blieb stehen. Er war nervös wie lange nicht mehr. Als er sich eine Zigarette anzündete, zitterten seine Hände. Er machte einen Zug, der Rauch schmeckte ihm nicht, denn er hatte schon eine ganze Weile nicht mehr geraucht und wollte es auch aufstecken.

Deshalb schnippte er die Zigarette weg. Der Glühpunkt verging in der Gosse.

Mike marschierte weiter. Manchmal ging er langsamer und lauschte in sich hinein; auf den Schwarzen Keim. Der machte ihn unter anderem zu einer Art Dämonspürer, hatte Damona einmal gesagt. Aber jetzt bemerkte er nichts. Mike zuckte die Schultern. Vielleicht brauchte er auch gar nichts zu merken, sondern nur einfach weiterzugehen. Also tat er es. Der Wind blies ihm ins Gesicht. Eine unverhältnismäßig kühle Nacht für diese Jahreszeit. Irgendwo rauschten Autos vorbei. Immer weniger Leute waren unterwegs.

Manchmal kam sich Mike Hunter so vor wie der einsamste Mensch der ganzen Welt.

Da hörte er den Schrei!

Mike Hunter wurde von einem Stromstoß durchjagt. Fast kam es ihm

so vor, als hätte er die ganze Zeit über nur auf dieses Alarmzeichen gewartet! Er jagte los. Wie von selbst flog die Luger in seine rechte Hand.

Nach ein paar langen Sätzen erreichte er die Seitenstraße. Sie war dunkel. Elmshurst Lane, las er auf einem Schild, das an der mit grauviolettschwarzen Schattentupfern gesprenkelten Häuserfassade befestigt war.

Das Motorengebrumm war laut und aufdringlich. Das Gelächter der Kerle auch!

Rocker!

Sie brausten mit ihren schweren Maschinen um das Mädchen herum, das in der Straßenmitte auf dem Boden kauerte. Sie war zierlich, schlank, hübsch, das konnte Mike sogar aus der Entfernung in den blitzstrahlenartigen Scheinwerferlichtkegeln erkennen. Das goldgelbe, kurze Kleid war zerrissen. Die rotbraunen Haare wehten im Nachtwind. Todesangst stand das Girl aus, sie weinte, preßte sich die Hände gegen die Ohren.

Und die Rocker fuhren immer dichter an sie heran, schlugen auf sie hinunter und schienen ihre Freude mit dem wehrlosen Opfer zu haben.

Die wollte ihnen Mike Hunter versalzen.

Mit Riesensätzen stürmte er die Straße entlang. Die Scheinwerfer der Maschinen gaben genug Helligkeit ab, daß er die Szene einigermaßen übersah. Fünf Rocker. Es würde nicht gerade einfach werden.

»Aufhören!« brüllte er, als er nahe genug heran war.

Jetzt erst wandten ihm die Kerle ihre Gesichter zu! Und was für Gesichter unter den Sturzhelmen waren!

Skelettfratzen!

***

»Damona!«

Josef Heidenreich empfing sie mit einem erleichterten Ausruf. Er kam auf die Füße und eilte auf sie zu, als sie den fetten Klinikchef Waynesdale in die Gummizelle dirigierte. Waynesdale wimmerte leise vor sich hin. Noch immer hielt er seine Hände auf die schwarzen Augen gedrückt, als könnte er so das Geschehene ungeschehen machen.

Josef Heidenreich platzte schier vor Energie. »Was hat der Kerl mit dir angestellt, verdammt, was ist passiert?«

Damona stoppte ihn; sie sah ihm an, daß er noch mehr Fragen auf Lager hatte.

»Keine Zeit«, sagte sie knapp.

»Das ist auch eine Antwort«, murrte Josef, aber er grinste dabei und wurde gleich darauf wieder ernst.

Auch Thomas Warner hatte sich erhoben, und mit ihm Claire Palmer. Sie war bleich, während Thomas Warner ganz ruhig schien.

»Thomas«, sagte Damona eindringlich. »Du mußt mir jetzt alles sagen. Es geht um jede Sekunde.«

»Ich weiß«, sagte der Junge mit tonloser Stimme. »Es ist Nacht geworden. Ich weiß. Sie kommen. Sie kriechen aus dem Tor, das Bastarda für sie geschaffen hat, in unsere Welt. Die Bestien kommen… Die ersten schwärmen aus, angeführt von den Höllenrockern, denn auch sie sind mittlerweile in Bastardas Haus der Finsternis erstanden …«

Josef Heidenreich schüttelte den Kopf, »Und wir sitzen hier! Damona…«

Thomas Warner legte seinen Kopf schief, als lausche er.

»Die Rocker sind unterwegs. Sie führen die Bestien zu den ersten Opfern. Aber noch ist es nur die Vorhut der Bestien. Die Hauptangriffsmacht wird um Mitternacht angreifen… Um Mitternacht.«

Die Stimme verwehte. Eine geheimnisvolle Aura umgab den Jungen mehr denn je. Damona starrte das schmale, überirdisch schöne Jungengesicht an. Wie aus Marmor geschnitzt. Sie unterdrückte den Impuls, es zu berühren.

»Du weißt es ganz genau?« fragte sie leise.

»Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft…«, flüsterte Thomas. »Alles ist eins …«

»Und dieses Haus der Finsternis?« warf Josef Heidenreich ein und trat zu Thomas Warner heran. »Wo liegt es? Liegt es überhaupt auf dieser Welt?«

Thomas Warner schien ihn nicht zu hören. So wiederholte Damona die Frage.

»Auf dieser Welt. In dieser Stadt. Nur die Bestien und die Höllenrocker können es finden. Ich bin zu schwach. Ein Abwehr-Bann umhüllt es. Ich kann sehen, was in dem Haus der Finsternis vorgeht, ich konnte die Bestien aus dem Tor kriechen und einen Mann töten sehen… Aber ich kann das Haus nicht finden. Ich kann es nicht …«

Damona überlegte nur einen Augenblick. Sie warf Josef Heidenreich einen raschen Blick zu. »Paß’ auf Waynesdale auf. Er ist auch jetzt noch gefährlich.«

»Was ist mit seinen Augen?«

»Er war ein Hypno. Er hat mich flachgelegt. Bis jetzt. Ich habe ihn…« Damona winkte ungeduldig ab. »Paß’ nur auf ihn auf. Ich erzähl dir nachher alles.«

»Verdammt, du hast doch schon wieder etwas vor?«

Sie lächelte und sah wieder Thomas Warner an. »Zeig’ mir alles, was du siehst, Thomas. Mach’ schnell. Zeig es mir…«

Und Thomas Warner ließ sie das Grauen sehen…

***

Riesige Ratten krochen aus düsteren Schlupfwinkeln!

Spinnen folgten ihnen auf ihren langen, behaarten Beinen!

Dann kamen die Schlangen, die Fliegen, die in riesigen schwarzen Wolken über ihnen schwebten, die Geier und die Adler. Eine düstere Armee des Grauens am nachtschwarzen Himmel!

Angeführt wurden sie von den Höllenrockern, die im Pulk durch die leergefegten Straßen Manhattans brausten! Fünf waren es! Unheimliche Skelettmonster auf schweren Maschinen. Die Rockerkluft ließ sie noch unheimlicher wirken. Die Menschen, die zu dieser späten Stunde noch unterwegs waren und sie kommen sahen, ergriffen die Flucht. In wilder Panik stürzten sie davon. Aber das Grauen war schneller. Die Rocker gaben das Zeichen zum Angriff.

Die Ratten jagten den Fliehenden nach. Die Geier stießen, von der wirbelnden, brodelnden Masse der faustgroßen Fliegen umgeben, herunter, und die Adler ebenfalls. Die Nachtluft war erfüllt von ihren blutgierigen, schrillen Schreien.

Und von den Todesschreien der Menschen!

Die Rocker aber brausten weiter. Einige von ihnen schwangen Ketten. Stahl blitzte und blinkte. Der Motorenlärm steigerte sich zu einer Melodie des Wahnsinns und des absoluten Grauens!

Dann sah Damona die Frau und das Kind!

Ahnungslos gingen sie eine Straße entlang. Autos fuhren. Die Straße war belebt.

Aber in den Tiefen des Nachthimmels tauchten die ersten drohenden, dämonischen Schatten auf!

Die Frau und das Kind waren ahnungslos!

Zwei Geier waren es… Gefolgt von einem Mückenschwarm.

Plötzlich war das Flappen der riesigen Geierschwingen und das Sirren, Summen und Brummen des Schwarms lauter als der Verkehrslärm.

Die Frau riß ihren Kopf hoch. Sie sah die Bestien! Mit einem Entsetzensschrei riß sie das Kind an sich, ein kleines Mädchen, höchstens sieben Jahre. Die blonden Locken wirbelten, als die Frau mit dem Kind davonhetzte.

Andere Leute, die in der Nacht unterwegs waren, wurden aufmerksam. Ein Mann. Zwei ältere Frauen, die einen kleinen, weißen Hund Gassi geführt hatten. Die Autofahrer. Einer hupte, bremste.

Der nächste fuhr auf. Es krachte, Blech verbog sich, Glas splitterte.

Ein Hupkonzert setzte ein. Fenster wurden geöffnet, neugierige Gesichter erschienen.

Da griff der Schwarm an!

Die Fliegen wirbelten herunter wie riesige schwarze Schneeflocken, krabbelten, krochen, wirbelten über die Gesichter der Unglücklichen. Die Geier kreisten träge über die Szenerie des Unheils…

Tod und Verderben herrschte in den Straßen Manhattans…

***

Damona King riß sich von den Bildern des Grauens los, die ihr Thomas Warner in den Verstand projizierte.

»Genug, es reicht!« keuchte sie. Sie war schweißüberströmt.

Thomas Warner sah sie seltsam an.

»Gegenwart oder Zukunft…«, sagte er dann orakelkaft.

Damona King nickte. »Wie spät ist es?« wollte sie von Josef Heidenreich wissen.

»Kurz vor 22.00 Uhr.«

»Dann haben wir noch zwei Stunden Zeit.«

»Und ich?« wimmerte Waynesdale, der sich auf den Boden der Zelle niedergekauert hatte. »Was wird aus mir? Ich bin blind. Wenn die Bestien kommen…«

»Hören Sie schon auf!« sagte da Claire Palmer scharf. »Sie – Sie ekeln mich an!«

Damona schüttelte den Kopf. »Kein Haß, Miß Palmer. Er hat seine Strafe bekommen. Und es ist noch nicht vorbei. Wenn wir das hier lebend überstehen, dann werde ich die zuständigen Behörden informieren.«

»Und Thomas?« Sie warf dem Jungen einen scheuen Blick zu und griff nach seiner schlaff herunterhängenden Hand. Wie ein ausgeschalteter Roboter stand er da und starrte aus blicklosen Augen auf die Wand.

»Ich hole ihn hier heraus. Und Sie auch. Wenn Sie wollen, kommen sie beide mit uns. Ich glaube, auf King's Castle haben wir genügend Platz…«

»Miß King!«

»Ich tu's gern, wirklich. So, und jetzt muß ich los.«

»Was heißt da – ich?« wollte Josef gereizt wissen.

»Weil du hierbleiben wirst, bei Thomas Warner und Miß Palmer. Und natürlich Waynesdale. Vielleicht greifen sie hier zuerst an, weil sie spüren, daß Thomas sie sehen kann… Denk an die Vision von heute morgen. An die Schlangen.«

»Aber was soll ich…«

»Dir wird schon was einfallen, Josef. Ich muß Bastardas Haus der Finsternis finden.«

»Und das ist ja so einfach. Haha.« Josef Heidenreichs Stimme klang kratzig und künstlich. Er schüttelte den Kopf, sah sie ernst an.

»Wenn wenigstens Mike da wäre.«

»Waynesdale hat ihm hypnotisch eine falsche Erinnerung verpaßt und weggeschickt. Wahrscheinlich sitzt er im Hotelzimmer und wartet auf mich. Oder er sucht mich. Bei Mike kann man nie sicher sein, wie er reagiert, denn er hat diesen Schwarzen Dämonenkeim in sich, und der macht ihn unberechenbar.«

Und in Gedanken fügte sie hinzu: Hoffentlich dieses Mal in positivem Sinne!

Josef wollte noch etwas sagen, aber sie winkte ab. »Ich muß es allein schaffen, Josef«, sagte sie.

»Schon gut.«

Damona ging zu Waynesdale hin. »Wo haben Sie meine Luger?«

»In meinem Büro. Im Schreibtisch, oberste Schublade.«

»Okay. Dann wollen wir mal. Ihr könnt mich bis in die Empfangshalle hinunter begleiten. Sie auch, Waynesdale, vor allem Sie. Damit Ihre Herren Muskelmänner nicht auf dumme Gedanken kommen.«

»Wenn das alles nur gutgeht«, sagte Claire Palmer.

»Mal sehen. Manchmal kann ich zaubern, denn ich bin eine Hexe, sieht man das nicht?« sagte Damona King sarkastisch.

Sie eilten durch die stille Klinik. Waynesdale wurde von Josef Heidenreich mitgezerrt. Der Fette schluchzte und keuchte.

Der ›Ausbruch‹ aus der Waynesdale-Klinik verlief reibungslos.

Niemand hielt sie auf, denn Waynesdale sagte seinen Leuten, sie sollten sich gefälligst verziehen, was sie auch ohne Widerspruch taten, denn darauf waren sie gedrillt.

Fünf Minuten später saß Damona in Josef Heidenreichs Camaro und raste los. Das schmiedeeiserne Tor der Klinik öffnete sich, wie von Gespensterhand bewegt.

Sie raste hinaus.

Die Finsternis nahm sie auf…

***

Dumpfes Donnergrollen begleitete den Angriff der Höllenrocker!

Regen trommelte auf den Asphalt.

Sie kamen. Das Motorengebrumm war laut wie von einem riesigen Hornissenschwarm.

Mike Hunter zog die Luger, denn mit vernünftigen Argumenten kam er bei diesen Monstern nicht an!

Der erste Rocker hielt voll auf ihn zu. Höhnisch grinste die Skelettfratze. Wild wirbelten die strähnigen Haare, die bizarr unter dem Helm vorpeitschten, um den Knochenschädel.

Mike Hunter wartete bis zum letzten Augenblick. Dann hechtete er seitwärts weg. Der Höllenrocker brauste an ihm vorbei. Der Luftzug riß Mike Hunter schier mit. Das war knapp, dachte er. Aber da kamen

schon die anderen Teufel, und er war vollauf damit beschäftigt, nicht unter die Räder zu kommen.

Er feuerte.

Die Luger ruckte leicht, die Kugel fauchte los, stanzte gegen einen der Helme und sirrte als Querschläger weg. Mike Hunter aber war bereits wieder unterwegs, lief im Zickzack wie ein Hase, der vor den Jägern davonhetzt. Das Mädchen, dem er helfen wollte, schrie.

Oben, an den Häusern, gingen Fenster auf. Die ersten Gaffer!

Irgendwo ein ärgerlicher Schrei: »Haut ab, oder ich rufe die Polizei! Anständiger Leute Nachtruhe stören!«

Ein Höllenrocker riß seine Maschine herum, preschte Mike Hunter nach. Mike hörte ihn. Und das Sirren der Kette, die der Rocker über dem Kopf wirbelte.

Mike duckte sich, glitt zur Seite, federte herum. So schnell, daß es wie eine einzige, huschende Bewegung wirkte. Der Rocker war verdammt nahe! Mike schoß. Die Silberkugel peitschte dem Höllenwesen die Kette aus der Skelettpranke. Aber das war auch alles. Ein Zufallstreffer, der das Monster nicht erledigte.

Ärgerlich grunzend gab der Kerl Gas und raste weiter.

Dann wendete er. Seine Kumpane auf der anderen Seite taten das gleiche. Sie wollten Mike Hunter und das Girl, das sich inzwischen aufgerappelt hatte, jedoch nicht floh, sondern zu ihm herstarrte, in die Zange nehmen.

Und das konnte böse werden.

Mike Hunter eilte zu dem Mädchen hinüber. »Ganz ruhig. Keine Panik!« herrschte er sie an, als er das Grauen in ihren Augen sah.

Die Rocker lachten. Der Anführer gab das Signal zum Angriff.

Mike Hunter aber blieb eiskalt, stellte sich breitbeinig hin, nahm die Luger hoch, stützte die Rechte mit der Linken am Handgelenk ab und nahm den einen Höllenrocker aufs Korn, der von links heranbrauste.

Noch wußten diese Monster nicht, wie gefährlich die Kugeln waren, die er zu bieten hatte.

Sie glaubten, davor keine Angst haben zu müssen, weil sie gegen normale Kugeln gefeit waren.

Dann war es höchste Zeit!

Mike Hunter zog den Stecher durch. Der Schuß hämmerte auf, die Kugel raste los, traf, und der Höllenrocker bekam die geballte Ladung des geweihten Silbers in den Schädel! Ein greller Schrei flog über seine Knochenlippen, er riß die Hände hoch, ein Ruck fetzte seinen Körper nach hinten weg von der Maschine.

Die Honda jaulte ziellos seitwärts weg und donnerte gegen eine Hausmauer. Die Gaffer schrien. Langsam schienen sie auch zu kapieren, daß hier ein realer Horror-Film ablief!

Die anderen Höllenrocker!

Mike packte die Hand des Mädchens und riß sie mit sich. Sie kamen bis zum Bürgersteig, und Mike behielt die heranbrausenden Rocker im Auge. Die Kerle waren geschockt, das war klar. Zumindest das Lachen war ihnen auch vergangen, denn sie schwiegen plötzlich – und dann waren sie an Mike und dem Mädchen vorbei

… Und wendeten wieder! Sie gaben nicht auf!

Und diesmal waren sie verdammt schnell. Der Anführer schrie etwas. Mike riß das Mädchen mit sich. Ein Hauseingang, verdammt, wenn nur irgendwo ein Hauseingang wäre, in den hinein sie hätten ausweichen können.

Aber die Türen blieben zu. Die Gaffer hüteten sich, sie aufzumachen!

Dann waren die Rocker da. Mike hörte ein schrilles Sirren, riß die Luger hoch, drückte ab, verriß den Schuß aber, weil ihn die Kette vor die Brust traf und ihn fast von den Füßen riß.

»Ich helfe Ihnen!« schrie das Mädchen.

Da waren die Rocker schon heran. Ein harter Schlag von einer Skelettpranke traf Mike, zerschlug die Lippen, ließ Blut fließen.

Mike ging zu Boden.

Die anderen Rocker kamen, fuhren voll auf ihn zu. Mike konnte gerade noch herumrollen, wurde aber trotzdem noch von einem weiteren Tritt erwischt. Dann von noch einem. Ein Reifen streifte ihn.

Das Mädchen war irgendwo verschwunden.

Mike bekam eine Sekunde Luft, federte wieder auf die Füße, aber er war angeschlagen, und die Luger lag zwei Yards entfernt in der Nässe. Der Regen peitschte vom Himmel.

Die Rocker umringten Mike. Sie wußten, daß sie gewonnen hatten, und jetzt wollten sie ihm den Rest geben.

Aber da passierte etwas, womit niemand gerechnet hatte, und Mike Hunter am allerwenigsten…

***

»Hilf mir!« murmelte Damona King. »Hilf mir, Hexenherz, wer oder was auch immer du bist… Hilf mir! Laß mich dieses verdammte Höllentor finden, aus dem die Horror-Bestien kriechen. Zeig mir den Weg zu Bastardas Haus der Finsternis. Du kannst es finden. Du kannst es!«

Eine Welle eigenartiger Gefühle durchrieselte Damona. Zustimmung? Spott? Hohn?

Sie wußte es nicht.

Sie fuhr schneller. Ziellos durch Manhattans Straßen. Die Stadt erstrahlte im Lichterglanz der Neonreklamen. Zuckende, farbenprächtige Helligkeit: rot, grün, gelb. Der Regen wischte darüber, machte alles weich.

Aber im Hintergrund lauerte der tausendfache Tod allgewaltig und

machte sich bereit, seinen grausigen Totentanz anzutreten…

Noch eineinhalb Stunden bis Mitternacht!

Und die Vorhut der Horror-Bestien war zusammen mit den Höllenrockern bereits unterwegs!

Das Hexenherz war Damona Kings einzige Hoffnung! War sie gerechtfertigt?

Vor ihr sprang eine Ampel auf Rot. Sie bremste. Wartete. Der Regen rauschte herunter, die Wischerblätter schrammten über die Scheibe. Dann kam wieder Grün. Damona fuhr weiter. Sie wußte nicht mehr, in welchem Teil Manhattans sie war, sie hatte die Orientierung total verloren.

Das Hexenherz blieb stumm.

Der Gefühlsstrom, der davon ausrieselte, wurde deutlicher: Es war Hohn! Das Hexenherz half ihr nicht!

Und Damona King konnte sich auch denken, warum. Sie war nicht in unmittelbarer Gefahr; damit auch nicht das Hexenherz, das sie wie ein Parasit als ihren Wirtskörper betrachtete.

Aber sie hatte gewußt, daß das Hexenherz eine zweischneidige Waffe war, deshalb überraschte es sie nicht. Genaugenommen war es nicht einmal so unberechenbar wie der Hexenstein ihrer Mutter, denn da hatte sie nie gewußt, woran sie nun war. Mal hatte er ihre Parafähigkeiten aktiviert, mal nicht…

Sie fuhr weiter, spürte neben dem Hohn des Hexenherzens die Panik, die immer stärker wurde, und bog in eine Straße ein, die ihr plötzlich bekannt vorkam. Trotz der Dunkelheit und des Regens.

Die Häusergiganten wischten als Schemen vorbei. Das Rauschen des Wassers, das vom Himmel fiel…

Und dann sah sie die schemenhaften Gestalten auf den Motorrädern, die Lichtfinger, die einen Mann und ein Mädchen förmlich gegen eine Hauswand nagelten…

Die aufgerissenen Fenster…

Sie hörte das grausame Lachen der Motorradtypen, und erschrak bis aufs Mark, denn sie wußte, daß sie die Höllenrocker gefunden hatte!

Und zwar ohne Hexenherz!

***

Mike Hunter spannte die Muskeln an.

Er schielte zu der Luger hinüber. In einem verzweifelten Sprung wollte er versuchen, an sie heranzukommen, denn so kampflos wollte er sich von diesen Skelettheinis nicht abschlachten lassen.

Sie ließen sich Zeit und genossen ihren Triumph. Niemand von den Gaffern dachte daran, einzugreifen. Langsam stiegen die Rocker aus der Hölle von ihren Maschinen, bockten sie auf. Mike Hunter ließ sie nicht aus den Augen. Sollten sie sich sicher fühlen. Er gab erst auf,

wenn er tot war. Und auch dann nur sehr widerwillig.

Er grinste über den dummen Gedanken.

Das Mädchen starrte ihn an und wollte sich an ihn klammern. Sie hatte ihm geholfen, hochzukommen, jetzt aber schob er ihre schmale, kalte Hand behutsam weg.

»Danke!« hauchte sie plötzlich.

»Das dürfen Sie später noch einmal sagen, weil es sich so nett angehört hat«, meinte Mike.

»Himmel, was sind Sie für ein Mann? Wie können Sie jetzt noch solche…«

»Keine Zeit!« sagte Mike – und sprang!

Die Rocker aber hatten damit gerechnet. Sie fingen ihn ab. Mike packte einige Schädel, ging zu Boden, wälzte sich herum, wollte die Tritte und Schläge einigermaßen abwehren, die auf ihn herunterprasselten…

Da jaulte eine schwere Maschine auf. Mike traute seinen Ohren nicht. Wie von einem Sturmwind erfaßt, wirbelten die Skelett-Rocker durcheinander. Mike wunderte sich nur einen Herzschlag lang, dann rappelte er sich hoch und kroch durch die schreienden Höllenrocker zu der Luger hin. Warf sich auf sie. Dann erst spritzte er wieder hoch, die Waffe in der Faust.

Er erfaßte das Geschehen innerhalb eines Sekundenbruchteil. Ein junger Mann, in Rockerkluft wie die anderen, hatte die Höllentypen umgeholzt. Der junge Mann hatte keine Skelettfratze!

Jetzt wendete er seine Maschine und brauste wieder heran.

»Vorsicht, Mister, hinter Ihnen!«

Mike hörte es, fluchte, weil er doch einen Augenblick zu lange gestaunt hatte, und wieselte weg. Dann drehte er sich, sah den Rocker heranfliegen, die Kette über dem Schädel erhoben, bereit zum Zuschlagen.

Mike schoß.

Der Höllenrocker wurde durchgeschüttelt und verging.

Blieben noch drei.

Sie gaben nicht auf, denn sie waren Wesen der Hölle! Bastardas Magie hielt sie am Leben – und diese Magie zwang sie vermutlich, gegen die Gegner anzugehen, bis entweder sie oder die Höllenrocker tot waren!

Mike feuerte. Er ließ sich auf keine Spielereien mehr ein. Er war nicht der Typ, der bedenkenlos von der Waffe Gebrauch machte, aber hier war es notwendig. Zwei Rocker wurden durchgeschüttelt, gingen zu Boden und verendeten.

Der letzte aber, ein bulliger Typ, hechtete auf Mike los. Mike schlug ihm den Kolben der Waffe vor die Stirn und brachte ihn auf Distanz. Der Knochenkerl grunzte. Es hörte sich böse an.

Dann war der junge Mann da.
Mike Hunter sah weg. Aber das Bild würde er so schnell nicht vergessen. Menschen kamen aus den Häusern. Jetzt – wo alles vorbei war.
Mike Hunter aber ging zu dem Mädchen. Es war ohnmächtig geworden. Der junge Rocker war schon bei ihm. Drei Yards entfernt hatte ein Camaro gehalten. Josef Heidenreichs Camaro. Mike starrte hin. Das schwarzhaarige Mädchen, das auf ihn zurannte, sah er erst auf den zweiten Blick. Es war Damona King!

***

»Mike! Vorsicht!« schrie sie.
Er packte es nicht, die Höllenrocker waren doch erledigt, weshalb…
Da spürte er den eisigen Lufthauch, der nicht vom Wind oder vom Regen kam! Hörte das Flappen der großen Schwingen!
Direkt über sich!
Die Menschen schrien in Panik und wieselten davon. Mike Hunter aber reagierte traumhaft schnell. Er stieß sich ab. Verlor das Gleichgewicht, flog förmlich vorwärts, auf Damona King zu. Sie fing ihn auf, schob ihn weg, riß die rechte Hand mit der Luger hoch und feuerte.
Der Geier, der auf sie zuschoß, konnte nicht mehr ausweichen. Die Silberkugel stanzte in den häßlichen Schädel. Federn wirbelten davon. Der Regen rauschte.
Die Riesenbestie krachte herunter, denn die Schwingen hatten plötzlich keine Kraft mehr. Wie ein gewaltiger Fleisch-Feder-Berg rutschte, kollerte, brauste die *tote* Masse auf sie zu, sich überschlagend, die langen, scharfen Geierkrallen wirbelnd.
Damona King und Mike Hunter rannten. Dann endlich kam das Ungetüm zum Liegen. Die Straßen waren leer. Natürlich. Nur der junge Rocker, der Mike Hunter gerettet hatte, und das Mädchen in dem goldgelben Kleid waren noch da. Sie rannten zu ihnen.
»Weg!«
Damona King hatte die Schatten am Himmel gesehen. Drei, vier, fünf weitere Geier!
Sie griffen an!
Der Tod der Höllenrocker mußte sie den Verstand gekostet haben!
Damona dachte an die anderen Horror-Bestien Bastardas und spürte, wie sich ein würgender Schleimkloß in ihrer Kehle bildete. Waren die Ratten ebenfalls bereits ausgeschwärmt? Oder waren die Geier die Vorhut?
Sie kamen!
Damona wurde plötzlich ganz ruhig. »Hilf mir!« schrie sie stumm.
Ihr Gesicht verkantete. Sie spürte den Kontakt mit dem

Hexenherzen…

Hilf mir! Jetzt sind wir beide in Gefahr! So muß es doch sein, damit du aktiv wirst, oder! Also verdammt – tu etwas!

Verärgerung!

Haß!

Und noch etwas, das Damona aber nicht mehr lokalisieren konnte, denn von einer Sekunde zur anderen wechselten die Perspektiven…

***

Plötzlich sah sie durch die Augen der Geier!

Sie spürte die animalischen Instinkte der Horror-Bestien! Sie war Teil ihres animalischen Bewußtseins.

Sie witterte die Menschen, die dort unten in der Düsternis im Regen standen und bereit waren, sich ihrer Haut zu wehren. Sie witterte ihre Angst, und das stachelte die Horror-Geier an und auch sie.

Sie war Teil der Bestien. Sie gehörte zu ihnen.

Und gehörte doch nicht zu ihnen.

Blutgier!

Damona King blockte ihn ab. Packte – irgendwie – zu. Riß den titanischen Körper des ersten Geiers hoch, über die Menschen weg, die sich zu Boden warfen. Sekundenlang, mit der Eindringlichkeit einer Blitzlichtaufnahme, sah sie auch sich selbst. Starr stand ihr menschlicher Körper aufrecht.

Der zweite Geier!

Auch ihn riß sie hoch, zwang ihn, die riesigen Schwingen kräftiger zu schlagen, in die Lüfte hochzusegeln, an Höhe zu gewinnen.

Dann der dritte, der vierte – und der fünfte!

Sie hatte sie unter Kontrolle! Zwang sie höher hinauf! Ließ sie die enge Straßenschlucht entlanggleiten. Tief in ihrem Inneren prasselten die dämonischen Impulse ein. *Tötet! Vernichtet! Ihr wurdet geschaffen und in den sieben Vorhöfen gehalten, um eurer Bestimmung gerecht zu werden! Tötet!*

Auch die Blutgier der Bestien wurde angestachelt. Damona fühlte die Reizimpulse. Spürte, wie die Wogen der Erregung, der Gier höher stiegen.

Aber noch immer beherrschte sie die fünf Horror-Bestien.

»Das Haus der Finsternis…«, wisperte ihr Geist. »Zurück zum Haus der Finsternis. Dort wartet Bastarda auf euch …«

Sie war stärker als die dämonischen Impulse!

Die Horror-Bestien gehorchten ihr und nahmen Kurs auf das Haus der Finsternis…

***

Die Straßenschluchten Manhattans glitten unter ihnen weg!

Der Regen peitschte mit wütender Gewalt heran, zerstäubte ihr

mächtiges Gefieder, spielte mit ihnen, obwohl sie derart gigantische Wesen waren. Immer wilder tobten die Naturgewalten. Blitze zuckten, spalteten die regennasse Dunkelheit. Übergossen die Betontürme der Riesenstadt mit einem grellen, teuflischen Licht.

Ja, die Hölle selbst schien zu zürnen!

Es krachte und polterte und rumorte. Immer schlimmer wurde der Regen. Die Blitze prasselten immer zorniger.

Aber die Horror-Bestien kämpften sich durch die aufgewühlte Nacht voran. Ihr Ziel war das Haus der Finsternis, jener Hort, der sie ausgespien hatte. Jener Hort, in dem das Tor aus den sieben Vorhöfen der Hölle mündete!

Dann erkannten sie ihn tief unter sich. Eine Stelle schwärzer als schwarz. Nur ein Punkt, stecknadelkopfgroß.

Wieder lohten Blitze ringsum.

Die Horror-Geier aber schossen in die Tiefe hinunter. Kraftvoll stießen die gewaltigen Schwingen die Luft, peitschten sie, katapultierten die riesigen Körper geradezu vorwärts!

Irrsinnig schnell raste das Haus der Finsternis, das von Baumkronen und Efeu und Unkraut überwuchert war, heran. Der Boden schien sich ihnen förmlich entgegenzurecken. Auch der Bann-Schirm, den Bastarda über das Haus der Finsternis gelegt hatte, um Neugierige fernzuhalten, konnte sie nicht abhalten!

Damona Kings Geist-Funke, der in den animalischen Bewußtseinen festgekrallt war, schrie: *Vernichtet es! Vernichtet es!*

Noch schneller wurden die Horror-Bestien!

Riesenhafte lebende Geschosse!

Und dann krachte es! Ein Tohuwabohu der Geräusche! Holz zerbarst! Steine wurden zertrümmert! Mit der Irrsinnswucht gigantischer Meteoriten schlugen die fünf Horror-Geier in das Haus der Finsternis und vernichteten es…

Ein abgrundtiefer Krater war alles, was davon übrigblieb!

***

Damona King schüttelte sich angeekelt.

Sie fror, aber sie war wieder ganz sie selbst. Der Teil ihres Ichs, der von dem Hexenherzen beherrscht ausgefahren und die Horror-Bestien gesteuert hatte, war in ihren Geist zurückgekehrt. Das Sirren und Dröhnen, das von dem geheimnisvollen Hexenherzen ausstrahlte, versickerte.

Damona King strich sich den Regen aus dem Gesicht. Die langen schwarzen Haare warf sie über die Schultern zurück. Dann erst atmete sie richtig durch. Der Zauber, mit dem sie sich seit Waynesdales Hypnose auf den Füßen hielt, würde bald nachlassen. Sie fühlte es.

Mike Hunter starrte sie besorgt an. Ebenso das Mädchen mit den

rotbraunen Haaren und der junge Rocker, der Mike und dem Mädchen durch seinen todesmutigen Einsatz das Leben gerettet hatte.

Sie, Damona, wäre wahrscheinlich zu spät gekommen.

»Vorbei«, sagte sie lakonisch. »Aus und vorbei.«

»Das Hexenherz?« Mike fragte es ganz leise.

»Das Hexenherz, ja. Nicht ich.«

»Und die anderen Horror-Bestien?«

»Zusammen mit dem Haus der Finsternis vernichtet. Die Geier… Ich habe sie auf das Haus hinuntergejagt. Damit ist auch das Tor zu den sieben Vorhöfen der Hölle geschlossen worden, und die Horror-Bestien, die noch nicht ins Diesseits herübergekommen sind, sind wieder dort eingeschlossen, wo sie eingeschlossen gehören.«

»Du bist da ganz sicher, Damona?«

Damona zuckte mit den Schultern: »Für's erste: ja. Hoffen wir, daß Bastarda…«

»Was ist mit ihr?«

»Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich hat sie sich wieder rechtzeitig abgesetzt.«

»Shit auch! Dann kann sie das Tor also irgendwann einmal wieder öffnen?«

»Ich glaube nicht, daß sie das wagt, denn die Bestien werden sie für den Tod ihrer Artgenossen verantwortlich halten. Aber was wissen wir schon von der – der ›Mentalität‹ der Horror-Bestien?«

Der junge Rocker hatte sich abgewandt und ging schweigend zu seiner Maschine hinüber, die auf dem Bürgersteig lag. Auch die Gaffer waren wieder da und redeten durcheinander und warfen ihnen scheue und ehrfürchtige Blicke zu. Von den erledigten Höllenrockern war nichts übriggeblieben. Die Kraft des geweihten Silbers hatte sie wie Säure zerfressen.

Das Mädchen stand unschlüssig da.

Damona King und Mike Hunter gingen zu ihr. Mike nahm sie in den rechten Arm.

Im linken hielt er Damona King. So gingen sie hinter dem jungen Rocker her, ohne die Neugierigen zu beachten.

Damona sagte: »Du könntest uns wenigstens Dankeschön sagen lassen.«

Der Junge wandte sich um. Seine Augen waren feucht. »Diese – diese Höllenkreaturen… Das waren meine Freunde.«

Damona legte ihm ihre Hand auf den Arm. Sie sagte nichts. Alles hätte sich jetzt sehr, sehr dumm angehört.

Er atmete durch. »Ich heiße Mick Tanner«, sagte er dann, irgendwie verlegen. »Für meine Freunde – Dschingis. Ich – ich wäre beinahe auch so geworden wie sie. Ich konnte mich aber gegen den bösen Einfluß wehren.« Er zögerte, dann sprudelte es aus ihm heraus: »Ich

konnte mich befreien. Dann bin ich ihnen gefolgt. Ich habe dieses komische Haus gefunden. Die böse Stimme – ich brauchte ihr nur zu folgen. Ich habe den ganzen Tag gewartet. Dann kamen sie heraus – durch die Mauer. Sie waren zu diesen Scheusalen geworden. Ich bin ihnen wieder nachgefahren, und so kam ich dazu, wie sie…« Er brach ab.

»Wir reden später weiter darüber – Dschingis. Wir sind jetzt doch Freunde, oder?«

Mike Hunter aber sagte, bevor Dschingis antworten konnte: »Klar sind wir Freunde! Verflixt, Junge, sag nicht, daß wir keine Freunde sind, sonst bereust du, daß du mir das Leben gerettet hast!« Er hielt Dschingis die Faust unter die Nase.

»Wir sind Freunde«, sagte Dschingis.

In der Ferne waren Polizeisirenen zu hören.

»Ich – ich hab mich auch noch gar nicht bedankt…«, sagte das rothaarige Girl.

»Das kommt ja jetzt – hoffe ich. Wie heißt du übrigens?«

»Sandy. Sandy Kaluta. Ich bin noch ganz durcheinander.«

»Dann wird's wirklich höchste Zeit, daß wir das ändern«, meinte Mike.

Der Rippenstoß von Damona bremste ihn. Mike Hunter sah schnell zu Dschingis hinüber, der jetzt schwach lächelte. »Äh – Dschingis, hiermit – ähem – ernenne ich dich feierlich zu meinem Vertreter in dieser – äh – delikaten Angelegenheit.«

»Noch mal Glück gehabt«, sagte Damona und hängte sich bei Mike ein.

Sie lachten. Die Polizeisirenen waren jetzt ganz nahe. Reifen quietschten, als die Wagen in die Elmshurst Lane einbogen.

»Warten wir?«

Alle waren dafür.

»Vermißt du eigentlich nichts?« fragte Damona.

»Wir hatten Streit…«

»Das hat er dir also einsuggeriert.«

»Wer?«

»Waynesdale!«

Er sah sie ziemlich komisch an. Damona tätschelte ihm die Wange und lächelte honigsüß: »Okay, okay, vergiß es. Ich erzähle es dir irgendwann einmal. Oder Josef.«

»Wo steckt der denn?«

»In einer psychiatrischen Klinik.«

»In einer – was?«

Mike blickte nicht durch, und dafür sorgte Waynesdales Hypnose.

Nun, das würde sich schon wieder geradebiegen.

Mikes Gesicht hellte sich plötzlich auf. »Ah, da fällt mir aber etwas

ein.«

»Was denn?«

»Du schuldest mir eine Revanche!« Mike Hunter gewann sichtlich an Boden.

»Revanche?«

»Unser Roller-Skate-Wettrennen!«

»Oh, nein!« sagte Damona.

»Oh, doch!« sagte Mike Hunter.

Wirklich, er konnte starrköpfig sein wie ein Stier. Und er gab niemals auf.

Dann waren die Polizisten da, und Damona und Mike lachten noch immer. Ein befreites Lachen. Der Horror war vorbei. Der Kampf gegen das Böse gewonnen. Wieder einmal…

ENDE

[1]Siehe Damona King Nr. 62 »Bastardas Bestien«
[2]Siehe Damona King Nr. 62 »Bastardas Bestien«
[3]Siehe Damona King Nr. 58 »Bastarda, Herrscherin der Nacht«
[4]Siehe Damona King Nr. 51 »Der Alptraum-Bringer«, und folgende
[5]Siehe Damona King Nr. 61 »Der Giftmüll-Teufel«
[6]Siehe Damona King Nr. 62 »Bastardas Bestien«
[7]Siehe Damona King Nr. 45 »Die Killer-Schatten«
[8]Siehe Damona King Nr. 46 »Blutjäger«